Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. | Scottdale, Pa., 10. September 1919. | No. 37.

Der Mensch denkt — Aber Gott lenkt

Gläubige Hingabe.

Ich bin Dein — Du hast mich Dir erkaufet
Von der ew'gen Höllenglut,
Mich in Deinen Opfertod getaufet,
Mich entsündigt durch Dein Blut;
Ach, und dann — o namenloses Lieben! —
Mich in Deine Jesushand geschrieben,
Daß mich auch kein Todesbann
Ewig Dir entreißen kann.

Ich bin Dein — Du hast mich nicht verstoßen,
Schnöd' und sündig, wie ich bin,
Ungetreu im kleinen und im großen
Und von undankbarem Sinn;
Hast auf Mutterarmen mich getragen,
Mich getröstet in des Herzens Zagen
Und die Schuld, die Dich gekränkt,
In das tiefe Meer versenkt.

Ich bin Dein, trotz Sünde, Welt und Teufel —
Jesus bleibt mein Herr und Gott! —
Ich bin Dein, trotz aller bangen Zweifel,
Trotz der Feinde Hohn und Spott.
Halt' mich fest zum Preise Deinem Namen!
Sprich zu meinem Fleh'n Dein Ja und Amen!
Und wenn einst mein Auge bricht,
Laß mich seh'n Dein Angesicht!

Gustav Knak.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE

Rundschau

Published by the

Mennonite Publication Board

Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:

C. B. Wiens, Editor.

MENNONITE PUBLISHING HOUSE

Scottdale, Pa.

10. September 1919.

Glaubenskraft.

Wer sich dem Heiland mit brennendem Herzen ergeben,
Ihm sich voll Freude geweihet auf Sterben und Leben,
Der ist getrost,
Ob's um ihn stürmet und tos't,
Wollte die Erd' auch erbeben.

Doch warum sollt' er auch ängstlich sich fürchten und grämen,
Da ihm ja nichts den gekreuzigten Heiland kann nehmen!
Hat er nur Ihn,
Der für die Sünder erschien,
Wer will ihn dann noch beschämen!

Wollte der Teufel mit trüglichen Ehren ihm winken,
Läßt der Herr Jesus die Krone des Lebens ihm blinken;
Beut ihm die Welt
Irdische Freuden und Geld,
Bringt sie ihn doch nicht zum Sinken.

Alles, sein Lieben und Hoffen und Glauben und Denken
Wird sich allein auf den einzigen Jesus nur lenken;
Nichts in der Welt
Ist, was ihm besser gefällt,
Als sich in Ihn zu versenken.

Gustav Knak.

Den Stab, welchen du in der Hand hast.

Von Rev. N. N. Barr.

Was ist es, das du in deiner Hand hast? 2. Mose 4, 2.

Mose hütete die Schafe Jethro's, seines Schwähers, im Lande Midian. Vierzig lange Jahre folgte er diesem Ruf. Tag aus und Tag ein leitete er seine ihm anvertraute Herde, hin und her, auf die grünen Auen, und zu den frischen Wassern, wo die Weide am besten war. Eines Tages, als er mit seinen Schafen nahe an den Berg Gottes, Horeb, kam, erschien ihm ein Engel des Herrn in einer feurigen Flamme aus dem Busch. Mose sahe mit Staunen, daß der Busch mit Feuer brannte, und ward doch nicht verzehret. In dem er sich hinzu nahte, um dies Wunder genau zu untersuchen, rief ihm Gott aus dem Busch zu und sprach: „Mose, Mose!" Er antwortete: „Hier bin ich." Dann folgte die Ankündigung, daß Gott der Herr das Elend seines Volkes in Egypten gesehen habe, und daß er sich entschlossen, sie zu erretten von der Egypter Hand. Ferner sagte Gott zu Mose, er solle hingehen zu Pharao daß er die Kinder Israel aus Egypten führe. Indem Mose sich zu diesem Unternehmen untüchtig fühlte und verschiedene Entschuldigungen machte, und den Herrn bat, daß er jemand sonst senden möchte, sprach der Herr zu ihm: „Was ist es, das du in deiner Hand hast?" Er sprach: „Ein Stab." Dann sagte Gott, daß er mit diesem Stab Israel erretten soll.

Nach dieser Zeit, als Mose vor dem König Pharao stand, warf er seinen Stab auf den Boden vor ihn hin; und er ward zur Schlange. Nachher schlug er mit diesem Stab das Wasser im Strom Nil, und es verwandelte sich in Blut. Aron reckte denselben Stab aus über das Land, und siehe da folgten die Plagen von Fröschen, Läuse, Ungeziefer, Pestilenz, Schwarze Blattern, Hagel, Heuschrecken, Finsternis und heftiges Ungewitter. Späterhin reckte Mose diesen Stab aus über das Meer und das Wasser teilte sich, und die Kinder Israel gingen auf trockenem Boden hindurch. Als Israel in großer Not war wegen Wassermangel, schlug Mose den Felsen mit seinem Stab und es strömte Wasser aus demselben hervor, daß Mensch und Vieh trinken und seinen Durst löschen konnte. Mich dünkt ich höre jemand unter den Lesern sagen: „Wenn ich nur wüßte aus welchem Holz dieser Wunderstab Moses gemacht war, wie lange und wie schwer er gewesen, dann würde ich mir auch einen solchen Stab machen." Aber das würde alles umsonst sein. Die vielen Zeichen und göttliche Kraft, welche sich offenbarten durch den Stab in der Hand Mose und Arons, lag nicht in diesem Stab, sondern in dem Gehorsam, der gänzlichen Weihe und dem unerschütterlichen Glauben des Mose.

Simon der Zauberer bot einmal dem Apostel Petrus Geld an, Apg. 8, 18 19; und meinte damit die Macht zu kaufen, daß, so er Jemand seine Hände auflege, derselbige den heiligen Geist empfange. Zur Zeit unseres Heilandes rühmten sich die Juden, weil sie Abrahams Kinder waren, nach dem Fleisch. Viele heutigen Tages freuen sich weil sie Catholik, Protestant, Evangelisch, Methodist, Baptist, Episcopal, Lutherisch, Reformiert, Dunker usw. dem Namen nach sind. Aber nach Lukas 13, 24—30, ist dies nicht hinlänglich. „Das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist." Die geistlichen Gaben Gottes oder die Macht dieselbe anderen mitzuteilen, ist nicht mit Geld zu kaufen. Nach Offb. 7, 14. 15. weiß man vollständig nichts von kirchlichen Benennungen im Himmel. Da gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas. Fußwaschen, Untertauchen, Besprengen, Großtaufen Kindertaufe, Abendmahl, einfache Kleidertracht und all dergleichen, finden keine Anerkennung in der ewigen Heimat der Frommen. In jener großen Schar, welche Niemand zählen kann aus allen Heiden und Völkern, und Sprachen, sind nur allein solche, welche hier im Erdenleben „ihre Kleider gewaschen und haben ihre Kleider helle gemacht im Blut des Lammes." Der selige Pfarrer F. Hiller singt:

„Ueberwinder gehn hervor,
Welche Palmen tragen:
Und man hört den vollen Chor
Ihre Harfen schlagen."

Elisa's Stab, in der Hand Gehasi, 2. Könige 4, 31, brachte keine Auferstehung von den Toten. Die Bundeslade, durch welche der Allmächtige oftmals seine Kraft offenbarte, und viele Wunder und Zeichen tat, im Lager der Kinder Israel, 1. Sam. 4, 10. 11; in ihrem abtrünnigen Zustand, wirkte für sie keinen Sieg über die Philister. Brandopfer, Neumonden, Sabbathe, jährliche Kirchenfeste, das Zehnte geben, Gelübde bezahlen, freiwillige Opfer, Tempel Gottesdienst, die Hände ausbreiten im Gebet, Fasten und sich in Sack und Asche legen, welche alle als Gnadenmittel von Gott eingesetzt und verordnet waren, Jes. 1, 13—15, 58, 3—5, bringt den weltförmigen, abgefallenen Abrahams Söhnen u. Töchtern keinen Segen. Der Stab Mose welcher zwar dem schmachtenden Israelitischen Volk, Wasser aus dem Felsen in der Wüste Zin brachte, 4. Mose 20, 11; aber weil er dem Herrn nicht vollkommen treu war damals, verschaffte derselbe nicht den Eingang in's verheißene Land. Der Stab, durch welchen Gott seinem Volk verheißen hat, Sieg über ihre Feinde, Erlösung von der Egyptischen Knechtschaft und Rettung aus aller ihrer Not zu schaffen war nur wirksam so lange als sie dem Herrn gehorsam waren.

Noah bauete den Kasten vor der Sündflut, Mose und Josua führten Israel aus Egypten, durch die Wüste, in das gelobte Land; eine kleine Handvoll verarmter Israeliter, welche von ihrer siebenzig jährigen Gefangenschaft von Babylon zurückkehrten, bauten das verwüstete Land, und richteten die zerfallene Stadt Jerusalem und den Tempel wieder auf. Dr. Martin Luther im Anfang beinah allein führte die Reformation der Kirche, trotz dem vereinigten Widerstand von Papst und Weltmächten und Teufel zu einem glänzenden und ewig denkwürdigen Sieg. Washington und seine heldenmütigen Zeitgenossen stifteten hier auf diesem westlichen Continent „Ein Land der Freien und eine Heimat der Braven," und all dieses ist geschehen mit dem Segen Gottes durch den Stab, oder durch die Mittel welche man in und an der Hand hatte. Es wird heutzutage viel geredet und geschrieben von „National Preparedneß." Die Meinung herrscht im allgemeinen unter dem Volk, daß ein Land nur dann streitfertig ist gegen alle Feinde, wenn es eine Armee, Flotte und Befestigungen, größer, stärker und besser bewaffnet oder zum Kriege ausgerüstet, als wie irgend ein anderes Land hat. Die Geschichte der Welt lehrt aber ganz das Gegenteil. „Zum Lau-

sen hilft nicht schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein."

Mit einem Ochsenstecken schlug Samgar 600 Philister, und erlösete Israel. Mit einem Eselskinnbacken tötete Simson 1000 Philister und siegte über die Feinde seines Landes. Mit einer einfachen Schleuder und fünf kleinen Steinen aus dem Bach schlug David den Riesen Goliath. Mit einem kindlichen, arglosen Glaubensbekenntnis gewann eine kleine Dirne den Naeman zum wahren Gottesdienst. Mit fünf Gerstenbroten und zween Fischen speiste der Herr 5000 hungrige Männer und eine große Anzahl Weiber und Kinder. Mit zwei Scherflein, weniger als wie ein Penny, errichtete sich eine arme Witwe ein Denkmal der Wohltätigkeit, welches in Ewigkeit zu ihrem Gedächtnis fortbestehen wird. Wir beobachten in all diesen biblischen Begebenheiten, daß was diesen möglich war, geleistet wurde, weil sie den Stab gebrauchten, den sie in ihrer Hand hatten.

Zum Schluß nur noch etliche persönliche Worte an den andächtigen Leser: Willst du Erfolg haben in deinem Leben? Möchtest du gerne etwas leisten, oder zuwege bringen in der Welt was wirklich einen dauerhaften Wert hat? Ist dein Wunsch hier auf Erden fortzuleben, im seligen Andenken von deinen Freunden und Bekannten nachdem sich deine Augen schließen im Tod? Hast du ein sehnliches Begehren deinen Namen hoch anzuschreiben, auf einer wünschenswerten Ehrenrolle? Ist es dein ernstliches Verlangen in deinem geistlichen Leben die höchste Stufe der christlichen Erfahrung zu erreichen? Ist es dein inbrünstiges Bestreben ein solches Leben zu führen, woran Jedermann erkennen mag, daß du ein Jünger Christi bist? Damit all dieses geschehe und daß einst der große Weltrichter am Ende von dir sagen mag: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen," so laß mich dich mit Ernst fragen: „Was ist es, daß du in deiner Hand hast?" Kaufe deine Zeit aus, benutze jede Gelegenheit deinen Mitmenschen zu dienen, beobachte und gebrauche alle Vorrechte und Gnadenmittel. Kurzum, mit dem Stab, welchen du in deiner eigenen Hand hast, sollst du deine Seele retten, viele andere zur Gerechtigkeit führen und endlich „leuchten wie des Himmels Glanz: und wie die Sterne immer und ewiglich." — Evangel. Z.

Kolporteurarbeit unter den Ukrainen.

Unser Kolporteur Tom Twardowsky besuchte ungefähr 100 Farmen nördlich und südlich von Ridgeville, Tolstoy und Stuartburn. Ich besuchte die Plätze Vita, Caliento und Sundown. Vita ist der wichtigste Ort in dieser Gegend. Die Creamery an diesem Ort, die jetzt mit einem Kostenaufwand von 5000 Dollar gebaut wird, kann eine pekuniäre Hilfsquelle für die Ukrainen hier sein. In Stuartburn, Vita und Sundown besuchte ich die öffentlichen Schulen. Die Lehrer empfehlen den Kindern, die kleinen Evangelienbücher zu kaufen. Jedes Kind brachte den Propheten Maleachi heim, welchen ich unter ihnen verteilte, und an einem Ort war ich nach der Schule von Kindern umringt, welche Evangelien zu kaufen wünschten. Nahe bei Sundown ging ich der Bahn entlang, sah 4 Männer bei der Arbeit und dachte, es seien Ukrainen. Als ich ihnen meine neuen Testamente anbot, da antworteten sie mir in reinem Englisch, daß sie keinen Gebrauch für die Testamente wüßten, wenn ich ihnen jedoch ein Spiel Karten verkaufen wolle, das möchten sie haben. Es war der Sektionsvormann und seine drei Gehilfen. Wenn wir Missionare aussenden die die Welt evangelisieren sollen, dann dürfen wir der Namenchristen nicht vergessen, welche auch der Missionare bedürfen, damit sie nicht ins Heidentum zurücksinken. — Jetzt gerade ist die Zeit das Wort Gottes unter den Ukrainen auszubreiten. Sie sind zur Unabhängigkeit geneigt nach jeder Richtung hin, die Bibel wird ihnen eine Hilfe sein, den rechten Weg zu finden.

Mache, Herr, in deinem Worte
Meines Lebens Gang gewiß,
Daß ich mög an keinem Orte
Wandeln in der Finsternis.
Es befestge meine Tritte,
Mein ach stets so wankend Herz;
Es beflügle meine Schritte
Auf dem Wege heimatwärts.

Hermann Fast.

Ein Besuch bei den Israeliten.

Von Hermann Fast.

Im Auftrage der Britisch- und Ausländischen Bibelgesellschaft durfte ich anfangs Mai dieses Jahres eine jüdische Ansiedlung in Saskatchewan besuchen.

An einem Sonnabend des Morgens langte ich daselbst an. Es war regnerisch. In meinen Regenmantel gehüllt, begab ich mich in die Synagoge. Nur wenige waren gekommen. Indem es Saatzeit war und man in die Synagoge nur zu Fuß gehen darf, so waren manche zu Hause geblieben, müde von der Wochenarbeit. Doch es waren genug Besucher da, um den Gottesdienst zu eröffnen. Viele Gebete wurden hergesagt mit dem Gesicht nach Jerusalem gewandt. Endlich schritt man zum Lesen der Thora, des Gesetzbuches. Mit großer Feierlichkeit wurde die Buchrolle aus dem Schrein geholt, ihrer Hülle entkleidet, geküßt und dann allen gewiesen, daß es noch vorhanden, das heilige Buch. Sodann wurde die Buchrolle auf dem Tische geöffnet und nun durften alle männlichen Besucher über 12 Jahren herzutreten und etwas laut aus der Thora vorlesen. Hierzu wurden sie jedesmal zuerst vom Synagogenvorsteher aufgefordert. Als alle gelesen hatten, wurde die Buchrolle mit der gleichen Feierlichkeit wieder an ihren Ort getan. Nun ging es nochmals ans Beten und in wehmutsvollen Tönen sprach der Rabbiner seine Gebete um die Wiederherstellung Zions und das Kommen des Messias.

Ich hatte schon zuvor um Erlaubnis gebeten, nach Schluß des Gottesdienstes einige Worte an die Synagoge richten zu dürfen. Dies wurde mir gestattet. Ich sagte, daß ich mich glücklich schätze, einige Worte an Israel richten zu dürfen. Ich sagte, wie hoch wir von Israel halten. Alles Heil käme von den Juden. Ich sagte, daß alle unsere heilige Bücher mit Ausnahme eines von Juden geschrieben seien. Ich sagte ihnen, wie groß wir von Israels Zukunft dächten. Ich sagte ihnen, daß geschrieben stehe: Von Zion soll das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem. Das habe aber während der 2000 Jahre ihrer Zerstreuung nicht geschehen können. Sie seien ein Volk ohne Heimat und dort ferne im Osten, da sei ein Land ohne Volk, daß wir aber glauben, sie werden wieder zurückkehren in ihr Land. In der Zeit ihrer Heimatlosigkeit habe das christliche Volk durch die Bibelgesellschaft das Wort des Herrn ausgebreitet. Bereits in 620 Sprachen seien Teile der Heil. Schrift erschienen, aber noch gebe es 600 Sprachen mehr, in denen das Wort noch nicht gedruckt sei. Da gebe es noch große Arbeit zu tun und ich sei überzeugt, wenn der Herr sie wieder zurückgebracht habe in ihr Land und sie von ganzem Herzen an ihrem Gott und Herrn hangen werden, dann würde Israel die Arbeit vollenden, die wir als Bibelgesellschaft nicht tun könnten usw. Nachdem ich geendet, sagte der Rabbiner: „Wir haben nicht gewußt, daß wir heute in unserer Synagoge so freundliche Worte vernehmen würden, sonst würde unsere Synagoge angefüllt gewesen sein mit Besuchern."

Der Vorsteher der Synagoge lud mich und meinen Sohn zum Mittagessen ein und gestand mir während desselben, daß er geglaubt habe, ich sei ein Rabbiner von Winnipeg. Nur ein Umstand habe diese Sache in Zweifel gebracht, nämlich, daß ich am Sabbath in einem Auto angelangt sei, was ein Rabbiner nicht tun soll.

Am Nachmittage besuchte ich den Rabbiner, der auf der Farm lebte, ein großer starker Mann. Er war allein daheim, bewillkommte mich herzlich, schloß sodann die Tür hinter sich zu, holte seine hebräische Bibel und seine englische Bibel hervor und fragte mich, nachdem wir uns beide an den Tisch gesetzt hatten, was ich vom Messias denke. Ich sagte ihm, daß Viele aus uns auf sein zweites Kommen warten. Er sagte mir, er warte auf sein erstes Kommen und das müsse jetzt sehr bald in die Erscheinung treten, alle Anzeichen seien vorhanden. Sodann durfte ich diesem israelitischen Freunde viele Fragen stellen aus dem Alten Testamente. Diese Fragen blieben unbeantwortet. Dieser starke Mann war erschüttert durch den Tod eines lieben Sohnes, den die Flu ihm genommen. Sein alttestamentlicher Glaube gab ihm wenig Hoffnung der Auferstehung. Ich sagte, wie das bei uns so anders sei, daß wir eine lebendige Hoffnung hätten wenn unsere Lieben uns verlassen. Er konnte dieses nicht verstehen, doch wir schieden als Freunde.

Während meines ganzen Aufenthalts unter den Juden dort, klang es immer in meinem Innern fort, was Jesaias sagt: „Tröstet, tröstet mein Volk, redet freundlich mit Jerusalem!" Bald wird auch Israels Stunde schlagen.

Russische Stundisten.

Ueber die Entstehung der russischen Stundisten finden wir in einem Artikel des „Volksboten“ unter anderem folgenden interessanten Bericht: Im Unterschiede von all diesen älteren und zum Teil auch neueren Sekten gibt es aber auch verschiedene evangelisch=biblische Richtungen im Ausland gewöhnlich unter der Bezeichnung „Stundisten“ bekannt. So nannte sie der Volksmund, weil sie die „Stunden,“ die religiösen Versammlungen der deutschen Pietisten besuchten. So liegt also dem von russischer Seite gemachten Vorwurf, daß es sich in der mächtigen Bewegung des Stundismus um „deutsche Einflüsse“ handelt, ein Körnchen Wahrheit zugrunde. Ein deutscher Einfluß auf die russischen „Stundisten“ oder „evangelischen Christen“ ist nur insofern vorhanden, als die Wurzeln dieser Bewegung, soweit sie sich nachweisen lassen, teilweise zurückreichen in die deutschen Kolonien Südrußlands, wo es besonders der von der Basler Mission ausgesandte gesegnete Pastor Bonekämper in Rohrbach bei Odessa war, der durch seine „Stunden“ auch zwei russische Arbeiter, Onischtschenko und Ratuschnyj, anzog. Auch aus andern deutschen Kolonien haben einzelne russische Arbeiter tiefe Eindrücke des Wortes Gottes mitgenommen. Aber ebensogut wie man den „deutschen“ Einfluß hervorhebt, muß der unermüdlichen Evangelisationsarbeit des Schottländers Melville gedacht werden, der unter der Herrschaft dreier Zaren unermüdlich den Süden und den Kaukasus durchstreifte und durch Verbreitung der Heiligen Schrift und persönliches Zeugnis eine wichtige Arbeit geleistet hat. Neben ihm muß Kascha Jagub genannt werden, ein Perser aus den Kreiser der dortigen Nestorianer, der selbst durch den Dienst amerikanischer Missionare gewonnen war. Auch den Spuren seiner Arbeit begegnet man überall in Rußland. Sodann ist der Einfluß des englischen Lord Radstock in Rußland, besonders in einigen vornehmen Familien, ein großer gewesen. Durch ihn wurde der bekannte Oberst Paschkow bekehrt, der nach kurzer Zeit eifriger Arbeit das Land verlassen mußte. Durch Lord Radstock war auch Dr. Bädeker, ein Deutscher von Geburt, zum Herrn geführt worden, und auch Dr. Bädeker war auf zahlreichen Reisen in Rußland und Sibirien tätig. So kann man, wenn man den Wurzel der mächtigen, stundistischen Bewegung nachgeht, eine ganze Anzahl von Werkzeugen finden, die verschiedenen Volksstämmen angehörten. Späterhin, vor etwa fünfzig Jahren, haben einige Glieder der Mennoniten=Brüdergemeinde den Stundisten wesentliche Dienste geleistet. Gewiß darf man alle diese Einflüsse nicht gering schätzen, aber die Hauptarbeit haben doch die eingebornen russischen Brüder selbst geleistet, einfache Bauern und Handwerker, die mit großem Eifer und großer Treue eine sehr erfolgreiche Missionstätigkeit in den Städten und Dörfern entfalteten. Und doch — was hätten alle diese genannten und ungenannten Bote und Arbeiter leisten können ohne das gedruckte Wort Gottes? Man darf nicht vergessen, daß dies der erste und wichtigste Faktor ist unter den Ursachen der sogenannten stundistischen Bewegung. Alexander I., ein gottesfürchtiger und wohlgesinnter Monarch, rief die russische Bibelgesellschaft ins Leben, die in den Jahren 1813 bis 1823 eine rege Tätigkeit entfaltete, aber von Nikolaus I. im Jahre 1826 aufgelöst wurde. Damals begann aber die britische Bibelgesellschaft ihre Arbeit trotz der Hindernisse von seiten der Regierung und des Heiligen Synods. Seit Aufhebung der Leibeigenschaft 1861 ließ diese Reaktion nach, und Alexander II. gab sogar 1864 eine spezielle Erlaubnis für die frei Verbreitung der Bibel unter dem russischen Volke. Seitdem wurden auch Taschenausgaben der Testamente und herrliche Bibelausgaben verausgabt. Wie viele durch das alleinige Studium der Bibel angeregt wurden, ernstlich das persönliche Heil zu suchen, wie vielen nur durch dieses Mittel die Augen geöffnet wurden über die Irrtümer der Kirche, ist natürlich nicht festzustellen. Einzelne merkwürdige Beispiele sind mir bekannt. So viel ist gewiß, daß die Verbreitung der Bibel, die von vielen mit dankbarem Herzen angenommen und voll eifrigen Heilsverlangens gelesen wurde, die Hauptsache ist, daß auch in Rußland eine mächtige Bewegung für das alte, unverfälschte biblische Christentum und eine einfache und klare, volkstümliche Evangelisationsarbeit entstand. Die Stundisten nennen sich selbst „evangelische Christen“. Sie sind es auch im rechten Sinne des Wortes. Ein Teil der russischen Stundisten nennt sich allerdings auch „Baptisten“. Der Unterschied zwischen den „evangelischen Christen“ und den „Baptisten“ besteht aber nicht in einer verschiedenen Taufpraxis, vielmehr üben beide Richtungen die Taufe der erwachsenen Gläubigen. Der Unterschied liegt mehr in der Frage der Gemeindeverwaltung undArbeitspraxis. Zwischen beiden Richtungen bestehen manche Beziehungen, wie auch beide mit den bibelgläubigen zahlreichen Mennoniten Rußlands innere Uebereinstimmung und auch wohl äußere Verbindungen haben.

— „Der Freie Zeuge.“

Gottesfurcht oder Bekehrung.

Aus „Evangel. Zeitschrift“, 1916.

Seit der große Völkerkrieg entbrannt ist, haben Viele, besonders der mehr religiös gesinnte Teil des deutschen Volkes, es sich zur Aufgabe gemacht, Gegenstände wie Obige zu besprechen und zu erörtern. Ein Wechselblatt läßt sich hierüber etwa wie folgt vernehmen:

„Ernste Christen haben lang vor Ausbruch des Krieges schwer getragen an der immer mehr offenbar werdenden Abfallsbewegung im deutschen Volk. Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit, Genuß und Vergnügungssucht, zum mindesten Gleichgültigkeit gegen Gott und Sein Wort hatten in erschreckender Weise um sich gegriffen. Es geht mit großen Schritten abwärts, dem ausgesprochenen Antichristentum entgegen, — das war die Meinung der Gläubigen. Besonders bangte man um die Jugend, für welche die Lehre von der Freiheit des Fleisches so verlockend ist, und die vielfach in den Schulen schon den Geist des Unglaubens in sich aufnahm. Schule und Kirche, in erster Linie berufen zur Erhaltung von Religion und Sittlichkeit, wie sehr wurden sie durch den Geist der Zeit abgedrängt von den ewigen Fundamenten der göttlichen Heilstatsachen! Wissenschaft und Kunst, diese Blüten und Früchte des Geisteslebens eines Volkes, waren vielfach gottlos geworden, die eine stolz auf ihr Wissen die andere ihrer Erziehungsaufgabe vergessend und um die Gunst der Menge buhlend. Da kam wie der Blitz aus heiterem Himmel der Krieg, und Tausende ernst denkender Menschen sagten: Es mußte so kommen; es konnte nicht so weitergehen; es ist Gottes Gnade, die so hart eingreift.

Zunächst gebot der Krieg mancher verderblichen Strömung Halt. Es schwieg der aufreizende politische Parteihader; auch der Kampf gegen die Kirche und die christliche Zucht und Sitte durften sich wieder hervorwagen, ohne von den Gegnern mit Schmutz beworfen zu werden. Die Zeitungen suchten zu vermeiden, was christlich Gesinnte verletzen könnte. Die Frivolität war nicht plötzlich tot, aber sie durfte sich nicht wie früher keck und frech aufführen.

Und auch positive und geistige Güter weckte und brachte der Krieg. Liebe und Begeisterung für das Vaterland loderte hell auf. Unsere junge Mannschaft zog mit Mut und ohne Murren in den Kampf. Für die Kämpfer, für Verwundete, Kranke und Gefangene wurde mit aller Hingebung und Liebe gesorgt. Das religiöse Bedürfnis erwachte in vielen. Kirchen und Betsäle füllten sich, und selbst glaubenslose Sozialdemokraten traten öffentlich für Schonung der religiösen Gefühle ein. Schon redete man von einer Erweckung und geistigen Neubelebung des deutschen Volkes.

Allerdings werden jetzt schon die hohen Erwartungen mancher durch tägliche Beobachtung des Volkslebens herabgestimmt. Die daheim oder auf den Kriegspfaden und in den Lazaretten in Sicherheit Lebenden die nicht oder nicht tief von der Not des Kriegs betroffen sind, verfallen leicht wieder in Leichtsinn und alte Sünden; ja die Versuchungen zum Bösen sind durch den Krieg für manchen, besonders für Soldaten, stärker als in Friedenszeiten und viele fallen und geraten dem Teufel ins Netz. Man erfährt draußen und in der Heimat, daß der Krieg an sich den Menschen nicht umwandelt und in Gemeinschaft mit Gott bringt, sondern daß dazu Gottes Gnade u. Gottes Geist mitwirken muß. Wer unser Volk lieb hat, sollte täglich um Wirkungen der Gnade und des Geistes Gottes in unserem Heer dringend bitten.

Gottes Gnade und Gottes Geist müssen da mitwirken, gebrauchen aber in der Regel menschliche Werkzeuge: Propheten, Apostel, Lehrer, Prediger, Seelsorger, Evangelisten und Andere, die fähig und bereit sind, dem Herrn an ihren Mitmenschen zu dienen. Die große Frage ist: Findet Gott diese Werkzeuge unter unserem Volk? Wohl kann der Herr ohne unser Zutun diese er-

wählen, erwecken und ausrüsten, aber Er heißt uns doch den Vater umArbeiter in die Ernte bitten, und Er ruft noch immer in die Menschheit hinein: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Möchten sich recht viele von Ihm senden und gebrauchen lassen!

Und nun zum Thema: Gottesfurcht oder Bekehrung? Es gibt in unsern Kreisen Arbeiter, die immer direkt auf Bekehrung dringen. Als man einmal in einem Kreis von Christen über die Nöte unseres Volkes und unserer Jugend sprach und die Frage erörterte: Was ist zu machen, um dem Vederben Einhalt zu tun? Da sagte einer der Brüder: Die Leute sollen sich eben bekehren. Ja, wenn das die Leute nur so könnten. Zur Bekehrung kann man einladen, auffordern, aber man kann ihnen nicht befehlen. Man kann den Weg und das Ziel zeigen, kann den breiten Weg und sein Ende neben den schmalen stellen, aber mit alledem ist noch Niemand bekehrt. Die Wiedergeburt, welche zu einer Wesensänderung des Menschen führt, ist in erster Linie Gottes Gnadenwerk. Der Mensch kann die Gnade annehmen oder ablehnen; aber immer ist die Bekehrung ein Werk des heiligen Geistes, also Gottes. Und wir wissen, daß auf dem schmalen Weg immer die Wenigen sein werden, während die Vielen den breiten Weg erwählen. Das einseitige, schablonenhafte Drängen auf Bekehrung ist, wie die Erfahrung lehrt, oft recht unfruchtbar oder bewirkt Scheinbekehrungen, die über kurz oder lang dem alten Naturwesen wieder weichen müssen.

Und nun zum andern Lager! Wir haben unter den Verkündigern des Wortes Gottes, besonders unter den kirchlich Legitimierten, viele, die das Wort Bekehrung vermeiden, ja, dies nicht leiden mögen. Wie oft hören wir die Klage: Bei uns wird nie zur Bekehrung aufgefordert, die Bekehrung gepredigt. Der Prediger hält eine Bekehrung d. h. eine gründliche Erneuerung des Sinnes und Aenderung des Lebens, nicht für nötig. Die Leute sollen immer nur brav und rechtschaffen sein. Das ist in unseren Augen eine schwerwiegende Anklage gegen einen evangelischen Prediger. Bekehren wird sich an solchem Ort allerdings niemand. Mit dem brav und rechtschaffen Sein wird es nur leidlich gehen, und auch das nur so lange, bis eine mächtige Versuchung oder Verführung unter die Gemeinde kommt. Und wie viel Ungerechtigkeit, Unsittlichkeit, Geiz, Neid, ja Feindschaft kann unter der trügerischen Decke äußerer Rechtschaffenheit wuchern! Aber der Prediger sagt vielleicht: Ich erziehe meine Leute zur Gottesfurcht und zur Gottesverehrung. Und allerdings: die Gottesfurcht gehört allen Menschen zu. Sie kann und soll allen Menschen zur ersten Pflicht gemacht werden. Der Prophet drückt das in Kap. 6, 8 mit den Worten aus: „Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott." Und Pred. 12, 13 lesen wir: „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehört allen Menschen zu." Die ernste Mahnung zur Gottesfurcht soll also an die große Menge der Hörer gerichtet werden, besonders auch an die Jugend, denn die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Sie muß jetzt und künftig auch mit allem Nachdruck verkündigt werden, wenn die erwartete Frucht nicht ausbleiben soll. Wenn also ein Prediger ernstlich zur Gottesfurcht aufruft, wollen wir's ihm danken, auch wenn er nichts oder nicht viel von Bekehrung predigt. Die Gottesfurcht ist es ja in erster Linie, was unserem Volk in der letzten Zeit in weiten Kreisen gefehlt hat. Auf meinen Reisen hörte ich einmal eine Sonntagspredigt von einem Superintendenten, der weithin als „liberal" bekannt war. Er hielt an jenem Sonntag eine erschütternde Bußpredigt, deckte schonungslos die im Schwang gehenden Sünden auf und drohte mit Gottes Gericht. Nach der Predigt sagte ich den Gemeinschaftsleuten der Stadt: Seid froh und danket Gott, daß eure Stadt einen solchen Prediger hat. — Er predigte Buße, und Buße ist der erste große Schritt zur Bekehrung.

Aber nicht überall trifft man es so. Ich habe oft gefunden, daß Männer, die eine Bekehrung für überflüssig halten, auch keine Buße predigen, auch nicht oder doch nicht ernstlich zur Gottesfurcht aufrufen. Die Gottesfurcht setzt einen persönlichen, richtenden und strafenden Gott voraus, der sich im Gesetz, im geoffenbarten und in dem in Herz geschriebenen, bezeugt, und der die Uebertretung seiner Gebote richterlich heimsucht. Wahre Gottesfurcht setzt den Glauben an ewiges Leben und ewigen Tod voraus und fürchtet sich vor dem Verdammtwerden und Verlorengehen. Davon hört man an vielen Orten zu wenig oder nichts. Wovor sollen sich denn die Menschen fürchten, wenn nicht vor Gottes Gericht? Will man aber die Predigt von Gottes Gericht wirksam machen, so darf sich der Prediger nicht scheuen, die Sünde aufzudecken und zu strafen. Man klagt es werde in Deutschland so viel geflucht. Aber man hört selten bei der Wortverkündigung ein ernstes, klares Zeugnis gegen diese Sünde. Und doch steht geschrieben: Der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen mißbraucht. Und wie selten hört man über das Thema predigen: Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten! Nein, wenn wir Gottesfurcht predigen wollen, müssen wir die Sünde mit ihrem rechten Namen nennen und Gottes Gericht in dieser und jener Welt den Hörern vorstellen.

Gottesfurcht oder Bekehrung, was soll man unserem Volk predigen? Wir sagen: Beides, je wie es der Text und die Umstände nahelegen. Ohne Gottesfurcht keine wahre Bekehrung. Die Gottesfurcht kennt Gottes Gesetz und Gericht. Beides kann den Menschen überführen von seiner Sünde, Unmacht und Schwachheit. Dann braucht er einen Heiland, und der ist für ihn da. Wenn der Mensch zusammenbricht unter der Last seiner Sünden, dann ist er reif für die Gnade. Man darf ihm sie freudig anbieten, und wenn er sie fassen kann, kommt er in die Gemeinschaft des Gekreuzigten und Auferstandenen, durch die er Kraft gewinnt zum Wandel im Licht. Dann ist eine echte Bekehrung geschehen. Was hilft es aber dem Gnade anzubieten, der ihrer nicht zu bedürfen glaubt? Das führt leicht zu Scheinbekehrungen, die schlimmer sind als keine, denn sie führen zum Selbstbetrug.

Freilich die Wege, auf denen Gott einen Menschen zur Bekehrung und Wiedergeburt bringt, sind verschieden. Es geht nicht nach einer Schablone oder Methode. Bei manchen, der wirklich bekehrt ist, muß sich die Gottesfurcht erst später noch vertiefen. Mancher kommt zur Bekehrung durch das freundliche Locken Gottes, andere durch die Schrecken des Gerichts. Das Wie können wir nicht bestimmen. Wenn wir aber fragen: Was tut in der gegenwärtigen Zeit unserem deutschen Volk am dringendsten not? So wird die Antwort lauten müssen: Zuerst Rückkehr zur wahren Gottesfurcht. Gelänge das, so würde es auch an Bekehrungen nicht fehlen.

Ein genauer Beamter.

Im vierten Kapitel seines Evangeliums erzählt uns der Apostel Johannes von einem königlichen Beamten, der nach erfahrener Hilfe den Werken Gottes genau nachforschte und dadurch zum völligen Glauben an den Herrn geführt wurde. Jesus war von Jerusalem, wo er das Passah der Juden gefeiert hatte, nach Galiläa zurückgekehrt und hielt sich in Kana auf. Hier kam ein königlicher Beamter aus Kapernaum zu ihm, dessen Sohn todkrank lag. In seiner Not wußte der Mann keinen andern Ausweg mehr, als den neuaufgestandenen Propheten von Nazareth zu bitten, er möge in sein Haus hinabkommen und seinen Sohn heilen. Jesus läßt ihm zuerst eine ernstliche Zurechtweisung zuteil werden: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht." Doch der Beamte läßt sich nicht irremachen; sein Vertrauen zu dem Herrn wächst, und so kommt aus seinem angsterfüllten Herzen die Bitte: „Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt!" Nun darf er das große Wort hören: „Gehe hin, dein Sohn lebet!" Dem geängsteten Vater aber ward es ins Herz gegeben, daß er dem Worte glaubte und heimging.

Ein betrübter Weg war es gewesen herauf von Kapernaum nach Kana: ein leichter, ja freudiger Gang war es hinab von Kana nach Kapernum. Angst, Kummer, Trauer erfüllten das Herz des Königischen, als er sich aufmachte um den Propheten aus Nazareth aufzusuchen. Mit freudigem Glauben kann er heimziehen; denn das Wort hat in seinem Herzen Wurzel gefaßt: „Dein Sohn lebet!" Zweifelnd und zagend war er gekommen; wußte er doch nicht, ob Jesus ihm helfen wolle, oder ob die Hilfe nicht zu spät kommen würde. Mit freudiger Gewißheit zieht er hinab nach Kapernaum; denn Jesus hatte so trostreich, so liebevoll das Wort gesprochen: „Dein Sohn lebet."

Mit voller Zuversicht eilt er heim. Aber schon auf dem Wege hinunter begegnen ihm seine Knechte und melden, daß sein Kind lebe. Die Krankheit hatte sich plötzlich zum

Bessern gewendet, und wahrscheinlich hatte die Mutter, die am Bette des Kindes weilte, alsbald Boten ausgesandt, daß sie dem bekümmerten Vater die frohe Kunde bringen sollten: „Dein Sohn lebet.“ Da erforschte der Vater von ihnen die Stunde, da es besser mit ihm geworden war. Die Knechte sagten ihm: „Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber.“

Wir sehen hier den genauen, den pünktlichen und gewissenhaften Beamten. Er ist gewohnt, bei allem nach den näheren Umständen zu fragen, die Sache genau festzustellen und klarzulegen. So tut er auch hier. Und es war gut so. Er erkannte, daß die Besserung in der Stunde eingetreten war, in der Jesus am gestrigen Tage zu ihm gesagt hatte: „Dein Sohn lebet.“

Es ist ein merkwürdiger Zug, den uns der Evangelist Johannes hier in dieser Geschichte berichtet. Wie er selber auf die Stunde achtete, in der er einst mit Andreas zu Jesu gekommen war (Joh. 1, 39), so meldet er uns auch, wie der Königische nach der Stunde forschte, in der sein Sohn geheilt wurde. Und je genauer er nachfragt, desto gewisser wird es ihm, daß Jesus, der Meister, hier eingegriffen und wunderbar geholfen hat. Er glaubte und sein ganzes Haus mit ihm.

Der Schriftausleger Johann Albrecht Bengel sagt zu dieser Stelle: „Je genauer man in Gottes Werken nach den Umständen fragt, je mehr Nahrung bekommt der Glaube zum Lobe Gottes.“ Bei menschlichen Werken ist es oft umgekehrt. Je mehr man hier nachforscht und sie im einzelnen untersucht, desto kleiner, unbedeutender, gehaltloser werden sie. Wie oft entspringen die menschlichen Werke, so edel, so gut und wohltätig sie auch scheinen mögen, doch nur unedlen oder unlauteren Beweggründen, wobei der Mensch nur seinen eigenen Vorteil oder seine eigene Ehre sucht! Ganz anders bei Gottes Werken. Was er tut, das darf das Licht nicht scheuen. Gottes Werken darf man nachforschen, sie werden dadurch nicht kleiner, sondern je mehr man nach den einzelnen Umständen fragt, desto größer und wunderbarer stehen sie vor uns da, desto größer und anbetungswürdiger wird uns unser Gott. Den Fußspuren Gottes in unserm Leben sollten wir viel fleißiger nachgehen; unser Vertrauen zu ihm würde dadurch immer wieder aufs neue gestärkt werden, und unser Glaube bekäme immer wieder neue Ursache, Gott zu loben und zu danken. Gott ist wunderbar in allen seinen Werken. Wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran. Er ist groß, wenn er uns herrlich führt. Er ist anbetungswürdig, wenn er mit uns in tiefe Leiden geht, wenn er sitzt und schmelzt, um das kostbare Gold des Glaubens ans Tageslicht zu bringen. Er ist groß in Gnade und Gericht, in Barmherzigkeit und Treue, in Hilfe und Errettung. Seinen Fußspuren nachzugehen, führt zu Freude und Vertrauen, zu Dank und Anbetung.

Der Lutheraner.

Es ist eine Wohltat, unter vielen Freunden auch wenigstens einen in der Not zu haben.

Vereinigte Staaten

California.

Fresno, California, den 26. August. Einen Gruß an alle Leser und den Editor. Einmal im Jahr sollte doch jeder einen Bericht einschicken. Ich schreibe hiermit den zweiten.

Hier ist die Obsternte im vollen Gange. Alles ist reif. Der ganze Juli war fast kühl und so wollten die Pfirsiche nicht reifen. Als dann die Hitze kam, war auch der Wein ausgewachsen, und alles wurde reif. Es fehlt an Arbeitern nicht an Leuten. Man sieht in der Stadt so viele; aber die tragen schöne Kleider, wollen nicht und brauchen vielleicht auch nicht zu arbeiten, denn das kostet bei dieser Hitze Schweiß. Viele in dieser Zeit sind nicht so eilig; wenn sie nur ihr tägliches Auskommen haben, und wenn mal dieses ausgehen sollte, dann können die helfen, die so gerne arbeiten. Ob sie es wieder bezahlen, bleibt oft ungewiß.

Jener Pastor wollte von dem reichen Manne $300 borgen, denn sein Lohn von $1,000 reichte ihm nicht aus. Dann sagte der reiche Mann: „Da können Sie mir mein Geld ja nicht wiedergeben.“

Heute bekommen die Arbeiter auf dem Lande oder in den Bäumen $5.50; für eine 50 Pfund Box zu schneiden 12 Cents. Jetzt haben sie angefangen, Trauben zu schneiden. Die Stöcke hängen voll, und viele, die etliche Tage auf der Erde liegen, werden schwarz und sind bloß noch für die Säue gut. Der Preis ist doch aber zu hoch, um solche verloren gehen zu lassen, das Pfund 15 bis 17 Cents; die Aprikosen waren bis 25 Cents, die Rosinen 10 bis 11 Cent. Wie teuer werden die Käufer in den Städten für das Obst zahlen müssen, denn hier geht noch viel ab. Wir müssen auch teuer für Mehl zahlen, fünfzig Pfund kosten $3.30.

Von Br. M. B. Fast habe ich eine Karte erhalten vor zwei Wochen aus Japan. Er sagt also: „Lieber Br. und Schw. Benzler! Gott segne Euch! Wollte bei Euch sonst noch Abschied nehmen, doch alles ging schließlich eilig. Bin also auf dem Wege nach Sibirien. In Honolulu ist's schön. Hier in Japan ist doch schon alles bißchen fremd. Die Reise ging sehr gut. Bin schön gesund. In der Welt ist's sehr unruhig. Auf dem Schiff sagte mir ein großer Prediger von New York: „Die Welt wird noch eine Million Jahre stehen.“ Was denkst? In Liebe, M. B. Fast.“

Was das Bild auf der Karte zeigt, mag schön sein durch Vergrößerung. (Die Ansichtskarte zeigt eine japanische Landschaft mit einem Fluß im Vordergrund und dem schneegekrönten Berge Fuji — Fujiyama? — im Hintergrunde. Ed.)

Die Ernte wäre sehr gut, wenn nichts verloren ginge und wenn kein Regen kommen würde wie letztes Jahr. Dann würden die Leute viel Geld machen, von 20 Acres $1,000 bis $6,000. Wer aber viel arbeiten lassen muß, der hat Ausgaben, im Sommer 40 bis 45 Cents die Stunde, dann 50 Cents und jetzt bekommen schon manche 60 Cents. Aber immer ist es noch nicht genug. Es ist eine unruhige Welt, es gärt, keine Zufriedenheit; erst nicht in der Welt, dann nicht im Lande, dann nicht in der Gemeinde, nicht in der Familie, nicht in der Ehe. Es kommt noch ein Krieg; das Maß der Sünde ist voll. Und wie wir lesen von den Kindern Israel, was durch die Sünde nicht alles über sie kam. Sie sind immer wieder nicht dem Rat Gottes gefolgt und sie wurden zerstreut in alle Teile der Welt, nun aber, da sie sich sollten bekehren und den Messias annehmen, werden sie von den Rabbinern in dem Schwindel gehalten, als wollten sie nochmal in ihr Land. Das Land hilft ihnen gar nichts. Und wenn sie auch würden ihren König haben, den Tempel werden sie nicht mehr bauen. Der Herr sagt: Er soll „triefen“ bis ans Ende. Viele der Juden glauben nicht mehr an Gott, wie sollten sie da noch an Jesum glauben; sie stoßen sich an ihm. Was sagte Jesus als er in Jerusalem einzog? Er weinte. Als er mit seinen Jüngern aus dem Tempel trat, sprach er: Es wird hier nicht ein Stein auf dem andern gelassen werden, der nicht zerbrochen werde. Soweit ist es jetzt auch mit dem Christentum; man kann nicht viel Unterschied sehen, außer bei einigen, die sich von Herzen bekehren und Jesu folgen. Auch die zehn Aussätzige waren geheilt, aber nur Einer wollte ihm nachfolgen. Sieht man nicht offenbare Sünden sowie Rauchen und Saufen? Hier war es „trokken“, aber das hilft sehr wenig. Ein Baum der oben abgehauen ist, grünt wieder aus der Wurzel. Also ohne bekehrt, ohne wahre Reue über die Sünde bleibt die Lust noch immer.

In Liebe,

Gottfried Benzler.

Montana.

Hydro, Montana, den 12. August. Werte Rundschauleser! Da mich der Geist Gottes mahnt zu schreiben, so will ich tun, was er mich lehrt. Ein Jeder hat ein Werk zu tun; es ist etwas für mich und etwas für Dich zu tun. Darum laßt nicht müßig die Hände ruhn, etwas gibt's heute für dich zu tun. Ob groß oder klein, — die Arbeit, die er jedem hat zugedacht. Die Aufgabe ist, sie zu finden und zu erfüllen, so gut man kann. Ja, wenn wir Christen alle unsere Pflicht täten so gut wir können, wie würde es dann so ganz anders in der Welt sein. Es wurde mir ganz besonders wichtig, als wir südlich von hier auf dem Kinderfest waren, da sangen so an 50 junge Männer dies herzergreifende Lied: „Ich weiß eine liebe Kapelle.“ und das erfüllte mein Herz mit solch himmlischer Sehnsucht, und mein Herz war voll Verlangen, doch bald daheim zu sein bei dem Herrn. Was wird das erst für eine Wonne sein, wenn all die himmlischen Heerscharen dort am kristallenen Meer anstimmen des Lammes Lied. Ja, welche Freude, welche Wonne, welcher Jubel wird das sein. Kein Schmerz, kein Kummer, keine Träne wird da mehr sein. Und das Allergrößte: Wir werden Jesum von Angesicht sehen immer

und ewiglich. O Geschwister! Es bezahlt sich, hier treu zu kämpfen, mutig voranzugehen, ob die Berge auch noch so steil, die Trübsal noch so groß. Wir müssen mitleiden, sonst können wir nicht mit verherrlicht werden. Ja, durch Trübsal hier geht der Weg zu dir.

Doch zurück zu dem Gesang. Als der große Männerchor dann so einladend sang: „O Pilger, komm mit zur Kapelle!" da wurde ich so an das Pfingstfest erinnert, auf welchem Petrus da so voll des heiligen Geistes auftrat, und wo sich eine so große Schar bekehrte, und ich dachte: O wären jetzt all diese jungen Männer so voll heiligen Geistes wie ein Petrus: Wie viel Sünder würden Frieden im Herrn finden! Wie würde alles so anders sein! Die Oede im Christentum und die Lauheit würden verschwinden und Leben und Friede überall sein.

Der Gesundheitszustand ist ziemlich gut, auch hat uns der himmlische Vater ein paar schöne Regen geschenkt. Dem Herrn sei Ehre! Menschlich zu besehen, gehen wir alle einem harten Winter entgegen. Doch, wer auf Gott vertraut, der hat auf keinen Sand gebaut. Dem Herrn ist es ein Kleines, aus wenig viel zu machen; er konnte Tausende speisen mit zwei Fischen und ein wenig Brot, und er ist heute der nämliche Gott. Nur im Vertrauen auf ihn schauen wir ganz mutig in die Zukunft; denn er sorget für uns. O möchten doch alle, dies glauben und ihm vertrauen lernen und sich dem Herrn mit Seele und Leib ergeben. Dann könnten sie freudig ausrufen: Mein Vater ist reich, hat Häuser und Land. Ja, er der Sperlinge nähret und Lilien kleidet, unsere Haare auf dem Haupt zählet, wird sicher und geborgen seine Kinder durch diesen Winter bringen. Alle Verheißungen sind auf unserer Seite. Ein lieblich Los ist uns gefallen, ein schönes Erbteil uns beschert.

Gruß und Wohlwunsch an alle Mitpilger nach Zion.

Maria A. Löwen.

Chinook, Montana, den 27. August. L. Freund Wiens! Wir sind noch, Gott sei Dank, alle gesund, was ich auch Dir und allen Lesern der Rundschau wünsche. Ich bin sonst kein Berichterstatter, aber da ich B. Stucky seinen Bericht sahe, mußte ich doch zur Feder greifen. Wie es mir scheint, ist die Hungersnot noch nicht da, und ich habe noch niemand hungern sehen. Als ich mir Roggensaat von den Jung-Brüdern holte, da sahe ich über 1000 Buschel Roggen. Wir sind auch total ausgehagelt, haben also kein Einkommen. Aber so Gott will, werden wir nicht hungern müssen. Aber so vollauf, wie wir es 1915 und 1916 hatten, können wir es jetzt nicht haben. Warum? Weil man es nicht hat. Es ist wahr, es war diesen Sommer heiß und trokken, und es ist auch noch trocken. Aber wer auf Brachland gesät hat, hat doch noch etwas gedroschen. Aber es ist sehr verschieden. So ist das Futter auf vielen Stellen sehr knapp. Wir haben schon 25 Fuder Imitation-Alfalfa (Kurrai) zusammengefahren, und das hilft über die Schneewehen hinweg. Es sind hier viel weggezogen und etliche haben ihr Hab und Gut sozusagen weggeworfen und sind fort. Z. B. wurde ein Pferd zu fünf Dollar verkauft usw. (Leute, die sich in solcher Zeit der Teuerung gezwungen sehen, ihr Hab und Gut für Spottpreise zu verkaufen, weil ihnen niemand mehr geben will, sind sicher sehr zu bedauern. Ed.)

Nebst Gruß,

Jakob Reimer.

Aus der Zeitschrift „Amerika."
Die Lage in Süddeutschland.

In Mayville, Wis., ist der folgende Brief eingetroffen:

Gengenbach, Baden, 21. Juli 1919.

Liebe Angehörigen! Soeben gibt die Post bekannt, daß der Postverkehr zwischen Deutschland und den U. S. A. auf die Gefahr des Absenders hin wieder frei ist, aber nur für Postkarten und offene Briefe. Demnach kann ich mich nur allgemein fassen.

Persönlich gilt noch mein letzter Bericht: Ich bin noch gesund und leiste Ernährungsdienst. Ueberhaupt dreht sich in Deutschland in erster Linie alles um Nahrung; an zerlumpte und schäbige Kleidung hat man sich derart gewöhnt, daß sie weniger ins Gewicht fällt. Einige Andeutungen zur Lage mögen genügen: ein Anzug 300 bis 500 M., ein Paar Schuhe 70 bis 100 Mk., eine Arbeitshose (schon vor 2 Jahren) 25 Mk., ein Paar Kleinkinderstrümpfe 8 Mk., ein Frauenkleid (ganz gewöhnlich) 300 Mk., ein Paar Frauenschuhe 100 Mk. usw. Diese Sachen sind aber nur gegen Bezugsschein (von der Behörde) und nur dann zu haben, wenn diese Behörde feststellt, daß man ihrer bedarf. Jetzt fängt das Rennen nach einer schwer zu findenden Bezugsquelle an. Hat der spekulative Kaufmann noch etwas im Versteck, dann mag der schmachtende Sucher Erfolg haben. Gewöhnlich wird weniger Geld als Gegenwerte gewünscht, oder direkt verlangt. „Haben Sie Butter?" fragt beispielsweise der Schuhhändler die Bauersfrau. „Nein", lautet die Antwort. „Dann habe ich auch keine Schuhe," versetzt der Händler.

Lebensmittel dürfen nicht frei verkauft werden, sondern sind an die Gemeindebehörde abzuliefern, ebenso Holz und sonstiger Brennstoff. Es wird dann öffentlich bekannt gemacht, wann und wieviel jede Person als Ration erhalten kann, gewöhnlich 1/4 Pf. Fleisch (Rind- oder Pferdefleisch) alle zwei Wochen, Butter eben so viel. Diese dient aber zum Kochen, da anderes Fett fehlt. Tausend weitere Beispiele später. Jetzt werdet Ihr die Sterbefälle, besonders der Kinder und alten Leute (die Millionen betragen) begreifen. Die noch Lebenden (ausgenommen die sich selbstversorgenden Landleute) sind abgemagert, auch ich. Das schlechte Brot (1/2 Pf. pro Kopf u. Tag, 1/2 Pf. Kartoffeln pro Tag, Milch kostet hier 1.0 Mk. pro Liter) ist schuld daran.

Im Jahre 1915 war das Roggenmehl (Weizenmehl für Brot hat es während des Krieges keines gegeben und gibt es auch jetzt noch nicht) mit Kartoffeln (gemahlen oder gekocht) vermischt, was noch anging. Es trat dann Knappheit von Kartoffeln ein, und das wenige Roggenmehl wurde mit Kohlrüben gemischt. Die Folge davon war eine ungemein große Zunahme der Sterblichkeit. Im Jahre 1917 raffte die Aushungerung (nicht auch andere Krankheitsursachen) 260,000, im Jahre 294,000 Menschen (worunter viele meiner Bekannten) dahin. In meinem Alter mußten im Jahre 1917 allein 127,000 Männer und Frauen sterben; 50,000 Kinder im Alter von 1 bis 15 Jahren und 15,000 Frauen im Alter von 15 bis 30 begleiteten sie aus derselben Ursache (wohl gemerkt) in den Tod. Das schlechte Brot wurde immer schlechter, ist heute gerade noch so. Als es auch an Kohlrüben mangelte, wurde Waldlauch (Saufutter) und Roßkastanienmehl bis auf den heutigen Tag verwendet. Alle 14 Tage (im Winter monatelang keins) pro Person ein Ei war noch eine willkommene Zugabe.

Freilich gelang und gelingt es noch gelegentlich auf ungesetzlichen und äußerst straffälligen Wegen, einige „Fressalien" zu erstehen, aber erlaßt mir die Angabe der Preise, sonst könnte man glauben, ich gehöre auch zu den Hamsterern. Genüge es zu sagen daß ich noch gesund bin und von morgens bis abends fleißig arbeite. Gartenarbeit ist meine Hauptbeschäftigung und zwar mit gutem Erfolg, wodurch ich und die kleine Familie genügend Gemüse haben. Dazu kommt noch ein Kartoffel- und Bohnenfeld. Ich vernehme, es sei ein Schiff unterwegs mit Lebensmitteln von Deutschamerikanern für ihre Angehörigen und Freunde. Das würde helfen, besonders Weizenmehl, Speck (Bacon) und Schinken, Schmalz und Butter. Seid alle gegrüßt von

Dr. G. H. Balg.

Der Hund vor dem Spiegel.

Gotthold hatte ein Hündchen, das, wenn es vor einen Spiegel gehalten wurde, sogleich anfing, wider sein Bild, das ihn aus dem Spiegel anblickte, zu eifern und zu bellen. Gotthold sagte: Andere entzündet oft der Spiegel zur Selbstliebe, diesen Hund aber zum Zorn gegen sich selbst. Er kann nicht begreifen, daß es sein eigenes Bild ist, was er sieht, sondern er meint, es sei ein fremder Hund den er so nahe bei seinem Herrn nicht dulden will.

Das kann uns füglich an eine Schwachheit unsers verderbten Herzens erinnern. Wir klagen, zürnen und eifern oft über dies und jenes, was von andern uns zuwider geschieht, und bedenken nicht, daß die Schuld meist an uns selbst liegt. Die Menschen machen es uns nicht recht, weil wir es ihnen auch nicht recht machen. Unsere Kinder sind böse, weil sie die Bosheit von uns geerbt und nur zu oft gelernt haben: Wir eifern gegen sie, und sie sind doch unser eigenes Bild. Chr. Scriver, 1671.

Editorielles.

— Jener Hirte weinte bitterlich bei dem Gedanken an die Gnade Gottes, daß derselbe ihn zu seinem Ebenbilde, zu einem Menschen, und nicht zu einer unvernünftigen, niedrigen Kreatur, z. B. einer Kröte, wie eine gerade an ihm vorbei kroch, — erschaffen hatte, und daß er seinem Schöpfer noch nicht dafür gedankt hatte. Wir vergessen auch oft, zu welcher Würde uns Gott erhoben hat durch Annahme zu seinen Kindern. Weinen wir wohl auch manchmal über solche Undankbarkeit unsers Herzens?

— Seit dem letzten Herbst sollen in der ganzen Welt zwölf Millionen Menschen an der Influenza gestorben sein. Ist es nicht ein Wunder, daß ich und du dem Schwert des Würgengels entgangen sind und uns noch heute des Lebens erfreuen, während so viele andere ihm zum Opfer fielen? Manch einer ist durch diese Krankheit aus dem Leben gestoßen worden, der für den Tod noch nicht bereit war; welch eine Mahnung für die noch Lebenden, sich beizeiten fertig zu machen, um nicht zuletzt vom Tode übereilt zu werden!

— Es gibt in der Welt Landflächen, welche nie eine Ernte bringen. Der Boden ist hier ein loser, körniger Sand, der vom Winde beständig von Stelle zu Stelle getrieben wird und keinem Pflanzenleben Zeit und Gelegenheit gibt, sich festzusetzen um zu gedeihen. Da der Sandboden so durchlässig ist, dringt das Regenwasser sofort bis zu größerer Tiefe in den Untergrund, und die Oberfläche trocknet bald nach Aufhören des Regens aus. So dient dann auch der sonst die Entwicklung der Vegetation fördernde Sonnenschein nur dazu, die herrschende Dürre zu vermehren und jeden Versuch des Pflanzenlebens sich hier anzusiedeln, im Keim zu ersticken. Solch ein undankbares Feld wie diese Landflächen ist auch diese Welt. Alles was Gott an ihr angewandt hat, sie fruchtbar zu machen, wurde durch ihre ewige Unrast wirkungslos gemacht. Durch seinen Geist wollte er die alte Welt einst strafen, aber sie wollte sich nicht strafen lassen, darum mußte die Sündflut kommen. Dann ließ er die Menschen gehen und sich auf Erden wieder ausbreiten; aber sie verließen den Gott, der Noah und die Seinen aus der allgemeinen Vertilgung überbleiben ließ. Gott besuchte dann Abraham und offenbart sich ihm. Er erwählte ihn und seine Nachkommen zu seinem besonderen Eigentum. Abraham diente dem Herrn und auch Isaak und Jakob fürchteten ihn; aber nachdem diese gestorben waren, ging es abwärts, und die nachfolgenden Geschlechter vergaßen mehr und mehr den wahren Gott, und als Moses die Kinder Israels aus Aegypten führte, waren dieselben schon so stark durchseucht von dem Götzendienst der Aegypter, daß sie bald nachdem sie versichert hatten, zu tun alles, was Moses ihnen auf Befehl des Herrn gebieten werde, abwichen und sich ein goldenes Kalb machten und dieses ihren Gott oder ihre Götter nannten, die sie ausgeführt hatten. Das Gesetz wurde ihnen vom Herrn gegeben und gewisse Vorschriften, nach welchen sie sich in Handel und Wandel richten konnten; aber sie achteten nicht darauf, und bei aller Geduld und Langmut Gottes, konnte er zuletzt doch nicht anders, als das widerspenstige Volk aus dem Lande zu vertreiben, welches er ihnen gegeben hatte. Als die Zeit erfüllet war und Jesus geboren wurde, war Israel wieder in seinem Lande, aber es war nicht bereit, den zu empfangen, der von Gott zu seiner Errettung gesandt worden war. Sie verwarfen ihn. Nachdem die Juden, das alte Volk Gottes, das Evangelium verworfen hatte, fand es unter den Heiden eine bereitwillige Aufnahme, doch auch hier konnte es nicht feste Wurzel fassen. Zwar ist es erhalten geblieben bis heute und hat in jedem Zeitalter seine treuen Anhänger gehabt; aber die Welt im allgemeinen blieb eine Sandwüste an der das Evangelium spurlos vorüber ging, wie das Strafen des Geistes Gottes und die Arbeit des Gesetzes vergebens gewesen waren. Satan läßt es nicht zu, daß die Menschheit ruhig und richtig denkt und überlegt, was zu ihrem Heil dient, und er läßt kein Mittel unversucht, sie von solchem Nachdenken abzuhalten. Sorgen der Nahrung, Trachten nach Ehre und Ansehen, Sammeln von Schätzen, die Jagd nach Vergnügungen, Kampf um den Vorrang, Kriegen um des Vorteils willen, einander belügen, Anstrengungen, böse Beweggründe als gute und ehrliche hinzustellen und viel mehr muß dazu dienen, die Spuren der Arbeit Gottes zu verwischen und die Welt in dem toten, unfruchtbaren Zustande zu erhalten, der sie endlich aus dem Bereich des Einflusses Gottes bringen und dem Satan ausliefern muß.

— In den letzten Tagen erhielten wir einen Brief von Br. F. E. Hein aus Pandora, Ohio, wo er zu der Zeit weilte. Er berichtet, daß seine Augen ihm viel Schmerzen verursacht haben. Durch das Gebet der dortigen Brüder hat er Linderung bekommen. In Cleveland, Ohio, als auch in Pandora sind sie in der Gemeinschaft der Geschwister sehr gesegnet worden. Christlich freundliches Entgegenkommen auf ihren Reisen wird ihnen sicher überall zuteil werden, wo sie kommen, und solches wird ihnen ihre Aufgabe und Lage sehr erleichtern. Wenn schon ein Arbeiter, der pflügt, erntet oder andere, dieses Leben betreffende Arbeit verrichtet, die Achtung und das Entgegenkommen aller erwarten darf, wie viel mehr einer, der Dienste verrichtet, die auf das geistliche Leben abzielen. Missionsarbeiter sollten sich der ganz besonderen Fürsorge der Gemeinden und der einzelnen Glieder derselben erfreuen.

— Der „Freie Zeuge" aus der Schweiz schreibt: „Tibet ist endlich für die Mission offen. Die amerikanische ‚Christian Alliance,' die jahrelang an der Grenze von Tibet arbeitete, durfte öfters segensreiche Früchte ihrer Abeit erleben. Nun endlich hat diese Mission Eingang in dies verschlossene Reich gefunden, und die Gebete, die Jahrzehnte lang zu Gott aufstiegen, sind erhört. Aus Lhassa, der heiligen Stadt, dem Mekka der Buddisten, ist die Aufforderung an sie ergangen, ihre Missionsarbeit dort anzufangen. Möge doch bald in diesem Lande der Einsiedler eine christliche Gemeinde entstehen!" — Tibet ist bekanntlich das höchstgelegene Land der Erde, dessen südliche Grenze das Himalajagebirge bildet. Dies Land war bisher sowohl für christliche Mission als auch für das Eindringen westlicher Zivilisation verschlossen. Ob das Verlangen nach der Wahrheit der Anlaß gewesen ist, daß sich die Tür der Mission geöffnet hat, oder ob andere Interessen mit sprechen, wer kann das wissen, aber die Tatsache, daß die Tür der Mission offen ist, sollte dieselbe anspornen, die Gelegenheit wahrzunehmen.

— Wie wir ausd em Zionsbote erfahren tritt der jetzige Editor desselben, Br. A. L. Schellenberg, von seinem Posten zurück und überläßt die Arbeit seinem Nachfolger. In Nummer 11 des Zionsbote gibt er eine eingehende Schilderung der Entstehung und Entwicklung des Verlagshauses und des Zionsbote, selbst bis auf die Gegenwart, sowie über die Tätigkeit der dabei beteiligten und beteiligt gewesenen Personen. Es freut uns, daß Br. Schellenberg bei seinem Abschied nicht versucht, sich auf Kosten seiner Vorgänger und Mitarbeiter zu erheben, wie das in solchen Fällen oft zu geschehen pflegt und einen so unangenehmen Eindruck macht auf Beteiligte und Unbeteiligte. Der letzte Paragraph seines Berichts scheint uns ein gutes Wort des Abschieds zu sein, nämlich: „Mein Wunsch ist, daß dieses Werk, für welches Br. Harms (der erste Editor jenes Blattes) soviel geopfert hat, das sich in den letzten Jahren schön entwickelt hat, auch ferner gedeihen möchte, dem Bunde zum Nutzen und zu Gottes Ehre." — Wir wünschen ihm und auch dem neuen Editor und dem ganzen Werk Gottes Segen.

— So viele Leute gehen von Zeit zu Zeit auf kürzere oder längere Zeit von daheim weg irgend wo hin, um sich zu erholen. Auch die Familie des Editors ging auf zwei Wochen „auf's Land" zu demselben Zweck. Geschw. Kauffmans (er ist der Editor des „Gospel Herald") fuhren nach Virginia zur Konferenz und hatten uns vorher gebeten, nach ihrer kleinen Farm, die etwas außerhalb der Stadt gelegen ist, zu sehen, bis sie wiederkommen würden. Das Landleben, von dem der Editor selbst auch etwas abbekam von abends spät bis morgens früh jeden Tag, hat sein Angenehmes, wenn man, wie es hier der Fall war, nicht auch die Bürden desselben zu tragen hat, und die Gänge hin und zurück und die gelegentlichen Fahrten bei angenehmem Wetter sind recht erfrischend. Doch gerade in dieser Zeit war es sehr regnerisch, und das hätte die Sache etwas beschwerlich gemacht, wenn die Wege hier nicht so gut wären. Jetzt sind die Eigentümer wieder zurückgekehrt und beide Familien bewohnen wieder ihre eige-

nen Häuser. Dem Sprichwort nach soll es ja daheim immer am besten sein, wenn man nach langer Abwesenheit dahin zurück gekehrt ist.

— Der August ist vorüber und mit dem Anfang des Septembermonats beginnt wieder ein neues Schuljahr. Eine schwere, aber wichtige Zeit von acht bis neun Monaten liegt jetzt vor den Schülern. Manche blicken wohl mit einigem Bangen in die Zukunft, und wir möchten ihnen gern etwas Mut machen, indem wir ihren Blick auf das Ende eines erfolgreich zurückgelegten Schuljahres lenken. Nicht soll ihre Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden, daß auch dieses Schuljahr endlich ein Ende hat, sondern auf den Fortschritt, den sie gemacht haben werden, wenn sie sich's jetzt nicht verdrießen lassen, ihre Spiele, soweit sie sich nicht mit der Schulzeit vertragen, zu vergessen und mit freudigem Fleiß und Ernst ihre Schulaufgaben zu machen. Es scheint von geringem Wert zu sein, diese oder jene Aufgabe zu lösen„ aber für den Schüler, der sie pünktlich ausführt, werden sie alle zusammen der Weg zu einem wünschenswerten Ziel. Es ist ein Unterschied zwischen einem Manne oder einer Frau, welche die sich ihnen gebotene Schulgelegenheit in ihrer Jugend wahrgenommen haben, und solchen, die es nicht getan haben. Die wenigen Fälle, die von dieser Regel abweichen können nicht in Betracht genommen werden, denn sie sind nur Ausnahmen, auf die man im allgemeinen nicht rechnen kann, daß sie in dem eigenen Fall eintreten werden. Wir wünschen allen Schülern Mut und Ausdauer, aber auch einen festen Willen, ihre Aufgaben zu lernen, und den Lehrern Gnade von oben, ihr Amt im Geiste Christi und mit Erfolg verwalten zu können.

— Wir machen noch besonders aufmerksam auf die an anderer Stelle dieser Nummer erscheinende Anzeige des Büchleins: „Der Mensch und die Menschwerdung Jesu Christi." Das Büchlein ist wert, gelesen und sein Inhalt mit Nachdenken geprüft zu werden.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Dubois, Idaho, den 26. August. Werter Editor! Bitte, die Rundschau nicht mehr an obenstehende Adresse zu schicken, sondern nach Buhler, Kansas! Ich habe dort eine Schule übernommen. Der Gesundheitszustand ist hier sehr gut, nur fehlt es an Regen. Dies Jahr hat es hier keine Ernte gegeben,deshalb ziehen die Leute hier weg. Es werden aus etwa 30 Deutschen vielleicht nur vier oder fünf Familien hier über Winter bleiben. Sobald aber die Regierung wird Wasser zur Bewässerung beischaffen, werden wohl die mehrsten zurück kommen. Pferde werden hier jetzt sozusagen weggeschenkt. So hat z. B. Mr. Kröker drei Pferde für $25 verkauft, das meint $8⅓ per Stück. Futter ist teuer und dann noch beinahe nicht zu bekommen. Grüßend, Peter Dalke, Buhler, Kansas.

Inman, Kansas, den 30. August. L. Br. Wiens und alle Rundschauleser, einen Gruß des Friedens zuvor! Will heute kurz berichten, daß wir in unserer Familie alle mäßig wohl sind. Anders ist es bei Schw. Witwe J. J. Neufeld. Ihr Sohn Jakob ist krank, auch die alte Schwester, Witwe Peter Löpp, Inman, ist krank. Der Herr redet zu uns auf mancherlei Weise, auch durch die lange Dürre, die wir jetzt haben, und die Unruhen im Lande und die teure Zeit hier zu Lande und noch vielmehr im Auslande. Und dann die schreckliche Hungersnot in den verschiedenen Teilen der Welt und besonders in Indien. Dem Editor und allen Lesern Gottes reichen Segen wünschend für Zeit und Ewigkeit, Klaas und Margaretha Kröker.

Marion, S. Dakota, den 29. August. Es ist hier gegenwärtig sehr trocken. Die Ernte, mit Ausnahme von Weizen, war gut. Corn dürfte wohl der langen Trockenheit wegen an Qualität einbüßen. Der Gesundheitszustand im allgemeinen ist gut. Alle Arbeit ist ziemlich vorangeschritten, so daß manche schon bald auf den Winter warten werden. Es sollte niemand vergessen, dankbar für alles empfangene Gute zu sein. Mit Gruß, F. C. Ortmann. (Den Dollar für die Rundschau erhalten. Danke. Ed.)

Hillsboro, Kansas, den 25. August. Die Witterung war in letzter Zeit kühler, aber es ist noch immer sehr trocken, da wir schon seit zwei Monaten keinen Regen hatten. Das Pflügen ist fast unmöglich. Die Weizenernte ist auf manchen Stellen gering und auf andern mittelmäßig. Mit brüderlichem Gruß, Aug. J. Kohfeld.

H. P. Kliewer von Vinita, Oklahoma, berichtet daß sie ihre Farm verkauft haben und von dort weg ziehen wollen, aber noch nicht wissen wohin sie ziehen werden, jedoch nächste Woche eine Besuchsreise machen werden.

Rev. D. J. Dick berichtet, daß seine Adresse ferner nicht Vanderhoof, B. C., sondern Winkler, Manitoba ist.

Br. Abraham Schellenberg teilt uns mit, daß sie umgezogen sind von Moundridge nach Buhler, Kansas.

A. J. Siemens, Blumenhof, Sask., und Johann Siemens, Neville, Saskatchewan, melden, daß sie jetzt in Teddington, Saskatchewan wohnen.

H. B. Thießen teilt uns mit, daß seine Adresse fernerhin nicht mehr Lahoma. sondern Enid, Oklahoma, Route No. 8 sein wird.

Johann Herder schreibt den 25. August: „Zuvor einen Gruß an den Editor und die Rundschauleser. Ich bin gesund und wieder in California, in Los Angeles. Ich grüße hiermit alle meine Freunde in Manitoba, wo ich gewesen bin, für die Liebe, die sie mir erzeigt haben. Den 24. war ich bei meinem Bruder Peter Harder. Er läßt auch alle grüßen. Seine Adresse ist: Peter Harder, R. 4, 40 W. 89 St. Los Angeles, California."

Schw. M. B. Fast schreibt: „Reedley, Calif. den 21. August. Lieber Bruder Wiens! Wollte Dir nur berichten, daß unser Papa, M. B. Fast, den 28. Juli 1919 glücklich in Wladiwostok, Sibiria, angekommen ist. Die Reise hat gut gegangen außer den letzten Tag hatten sie Sturm. Seine Adresse ist: M. B. Fast, in care of American Red Cross, Wladiwostok, Sibiria. Die Aussichten für Weiterfahren sind vorläufig nicht sehr günstig. Grüßend, Elisabeth Fast. Box 832."

B. P. Wedel, Long Beach, California, schreibt, daß seine Adresse jetzt Dinuba, Route 3, C. W. Bauer, Cal. ist, und fährt fort: „Lasse Abraham Koop, Chinook, Montana, wissen daß ich ihm nicht aushelfen kann, denn ich bin gebunden. Ich bin jetzt in der sechsten Trübsal, Hiob 5, 19. Koops schreiben, sie haben keine Ernte, nicht Brot, haben Mangel an Kleider. Vielleicht wäre noch ein anderer Onkel der ihnen helfen könnte. Sie wollten hier auf Arbeit kommen. Nun, laut Spr. 31, 8 lasse ich alle Onkel, die dies lesen, wissen, solche doch nicht zu vergessen!"

Br. G. J. Friesen, Munich, N. Dakota, bestellt bekannt zu machen, daß seine Adresse nach dem 15. September, Hepburn, Saskatchewan, sein wird.

Mission.

Indien, den 14. Juli, 1919. Werte Geschwister im Heimatlande! Wir haben Euch in den letzten Monaten so viel Trauriges berichtet. Immer nur Nachrichten von Not und Tod, Hunger und Teurung, Elend und Jammer. Fast schämen wir uns Euch immer Klagelieder und Jeremiaden vorzusingen. Aber Tatsachen sind nun eben Tatsachen. Wir haben unserem Schatzmeister geschrieben, daß wir nicht mehr den Mut haben und auch vielleicht nicht das Recht, noch mehr an Eure warmen Herzen zu appellieren, nachdem Ihr so reichlich gegeben habt. Doch laßt uns heute so ganz leise und sachte anklopfen. Einige lieben warmenMissionsfreunde schauen aus und möchten gerne wissen wo es heute oder morgen am nötigsten fehlt, wo vielleicht gerade jetzt eine Lücke ist die zu füllen fehlt. So wird es fast unsere Aufgabe, unsere Pflicht, die besonderen Bedürfnisse hier bekannt werden zu lassen.

Also nun zur Sache. Wir stehen wieder an einer schweren Krisis. Die Schulzeit ist da. Wir in Deverakonda nun hatten lange keine eigene Kostschule. Sandten dann die Kinder von unserem Felde nach Hughestown, Nagar-Kurnool und Nalgonda. Im Februar dieses Jahres eröffneten wir zum ersten Male unsere Missionsschule. Der liebe Gott sandte uns gute Lehrer und so fingen wir mutig mit Gott diese so wesentliche Arbeit an. Wir erwarteten nur eini-

ge 50 Schüler, doch schon in den ersten Wochen wuchs die Zahl der lieben Kleinen auf 80. Weil unser Deverakonda Feld allein 1100 Christen hat, und viele noch kommen wollten, sahen wir bald, daß wir strenge Regeln ziehen mußten, weil wir unmöglich alle Kinder, die kommen wollten aufnehmen konnten. Warum denn nicht alle lieben Kleinen aufnehmen? Sagt Jesus nicht: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf“? Haben wir denn ein Recht diese lernbegierigen Kinder wegzusenden, wenn sie uns sich schon anvertrauen und die Eltern sie gerne senden? Ist es nicht ein großer Sieg für die Mission, wenn die Missionare die Jugend Indiens so direkt beeinflussen können? Sind nicht diese Kinder die Hoffnung und die Zukunft unserer Mission? Alles Fragen, die Ihr liebe Leser Euch selbst beantworten könnt. Aber die Sache war, wir hatten und haben nur 400 Taler jährlich für die Schule zur Verfügung und wir waren immer froh und dankbar, daß wir so viel hatten. Da kann nun aber jeder sich selbst ausrechnen daß diese Bewilligung lange nicht ausreicht. Und daß dann für 80 Kinder die 400 Taler 5 Taler für jedes Kind jährlich machen. Aber die 5 Taler reichen bei den heutigen außergewöhnlichen Preisen bei weitem nicht aus. Hätten wir nun die Mittel, es würden bis 200 Kinder kommen. Was ist nun zu tun? Um zwei Wochen eröffnet sich unsere Schule wieder. Und wir können uns nur so weit strecken wie die Decke reicht, das heißt, nur so viele Kinder aufnehmen als die Mittel uns erlauben. Etwa 20 bis 25 Taler würden ein Kind unterhalten. Uns bangt vor dem Anfang der Schule. Wie viele werden wieder kommen und wir werden sie unbarmherzig wegsenden müssen. Wie oft haben sie weinend uns gebeten und gebettelt: „Sendet uns nicht weg“, „Nehmt uns doch in die Schule auf,“ „Habt Erbarmen mit uns,“ „Wie könnt Ihr uns wieder wegsenden, zurück ins Dorf wo wir nichts von Jesus lernen, wo wir aufwachsen wie Vieh?“ Das Geliebte, schneidet uns tief ins Herz. Da stehen sie vor uns, diese unschuldigen Kinder. So schmutzig wie sie auch oft sein mögen, es schlummert oft ein Diamant in ihrer Brust. Heiße Tränen fließen über ihre Wangen. Mit großen Hoffnungen sind sie gekommen. Ihre Zukunft liegt vor ihnen. In ihrer kleinen Kinderbrust schlummert ein Verlangen nach höheren, himmlischen Dingen. Sollen wir dieses Verlangen töten? Sollen wir, und müssen wir, sie bitter täuschen? Wie viele Beispiele haben wir in unserer Mission von Knaben und Mädchen die so unbeschreiblich verkommen zu uns kamen. Und heute sind sie feine, reine Christen und Mitarbeiter. Ach, es lohnt sich dieses Kindlein aufzunehmen. Wer will helfen? Wer will sich verantwortlich machen für ein armes verstoßenes Waisenkind und für solche Kinder die, während sie Eltern haben, sie fast besser ab wären wenn sie keine hätten. Es ist wahr, viele kommen heute zur Schule, weil sie so arm sind und zuhause nichts zu essen haben. Und wer will es ihnen verdenken? Einige fragen vielleicht: „Ja, sollte man solche Kinder aufnehmen, nur um zu füttern?“ Als allgemeine Regel, als Prinzip, sollte man es nicht, aber unter den heutigen Verhältnissen, wo die Not so groß ist, und der Hunger so schrecklich, sagen wir: „Ja, laßt sie kommen.“ Wenn wir nur eben helfen können. Und die Kinder die wegen Armut und Teurung kommen, lernen gerade so gut wie die anderen. Und später, wie werden wir uns freuen, wenn diese lieben Kleinen heranwachsen und treue Kinder Gottes und Friedensboten werden, die Indien mit dem Evangelium des Herrn Jesu erfüllen!

Also lieber Bruder und Schwester, oder auch Sonntagsschule und Jugend-Verein! Hier ist eine feine, ausgezeichnete Gelegenheit, ein Kind in Jesu Namen aufzunehmen. 20 bis 25 Taler ist der Unterhalt eines Kindes und wenn du eine Photographie, ein Bild von dem Kinde haben willst, das Du unterstützest, lege noch einen Taler bei. Weil wir von vielen lieben Gebern Geld für Notleidende erhalten haben, haben wir auch schon bis dahin einiges für diese armen Kinder in der Schule verwendet, und das wird uns auch unzweifelhaft niemand verübeln, nicht wahr? Und in der Hoffnung, daß viele sich in dieser edlen Arbeit beteiligen werden, werden wir eine Schar Kinder aufnehmen um 2 Wochen. Wir sind sicher, Gott wird unseren Glauben nicht zu Schanden werden lassen, und Ihr werdet uns auch nicht täuschen. In inniger Liebe, sind wir Eure Mitverbundenen,

Joh. H. und Maria Voth.
— Aus dem „Zionsbote.“

Aus der Zeit für die Zeit.

Wenn Manches in der heil'gen Schrift
In Ursprung Lieder waren,
So möchte man, was mich betrifft,
Mit mir auch gnädig fahren,
Ich möcht nicht seh'n als Eremit
Mein Alter sich gestalten,
Im Gegenteil in Wort und Lied
Mich freundlich unterhalten.

Wenn ich nun Manches hab gesagt,
Wie man am besten walte,
So werd mitunter ich gefragt,
Was ich vom Auto halte.
Was sagt man zu dem Riesenschritt?
Man denkt an den Propheten,
Den nahm man bis Egypten mit,
Trotz eigenem Widerreden.

Man stellt die Frage hin und her
Und tut sich drin befleißen,
Ob nicht das Automobil wär
Dem Reinen rein zu heißen.
Man spricht von Pauli Fleischgenuß,
Worauf er will verzichten,
Als daß er damit will Verdruß
Und Aergernis anrichten.

Ist einmal das Automobil
So allgemein indessen,
Daß Anstöße darüber still
Als alle Fleisch wir essen,
Wie's wohl so wird nach kurzer Zeit
In wenige der Jahren,
Und es nicht Anstoß mehr bereit't,
Dann mög ein jeder fahren.

Man sagt, die Kultur fordre das,
Daß Schonung auf dem Felde
Dem lieben Vieh nach gleichem Maß
Auch auf der Straße gelte.
Um Vorwand hat man selten Müh',
Auch läßt es sich gut hören,
Daß man auch will dem Arbeitsvieh
Ein besser Los gewähren.

Und nach dem Sprüchwort: Zeit ist Geld,
Will man sie doppelt nützen,
Statt stundenlang auf Weg und Feld
Zu frieren oder schwitzen.
In Zeit zur Kirch, zum Arzte (schon
In dringend nöt'gen Fällen)
Hat vorgesprochen man bei Phon,
Und kann schnell Hilfe stellen.

Es nimmt nicht hohen Bildungsgrad,
Die Praxis zu verstehen,
Auch mancher arme Stümper hat
Den Vorteil eingesehen.
Wenn auch mit Mitteln nicht vertraut,
Borgt man, wenn auch auf Jahren,
Denn man will eben auch partout
Wie andre Auto fahren.

Durch Pferdescheu'n hat man vorher
Teils Angst, teils Schmerz erlitten.
Käm heut auf ein Kamel daher
Des Isaaks Braut geritten,
So wär schon größer die Gefahr,
Die jetzt schon mehr gewichen.
Was erst gewöhnt bleibt nicht wie's war,
Wird mit der Zeit beglichen.

Als über einen Leisten ziehn
Den Schuh, den jeder trage,
Und unbedingt nach dem Regim
Das Heut, mit vor'ger Tage
Zu bilden sich sein Ideal,
Und demgemäß es treiben,
Zieht man doch vor die bessre Wahl,
Nur in der Mitte bleiben.

Nur Wen'ge hatten bald ein Pferd
Nach den Einwandrungs-Jahren,
Es war nur das Hornvieh-Gefährt
Auf dem alle gefahren.
Ist es das Automobil heut,
Wird bei der Kinder Leben
Wohl schon nicht über langer Zeit
Die Lüfte man durchschweben?

Da müßt wieder ein Erster sein
Um den Vorsprung zu machen,
Doch das ist gar nicht was ich mein —
Recht, in fraglichen Sachen. —
Das gäbe wen'ger Aergernis,
Wenn jeder warten wollte,
Bis man gemeinsam es beschließ'
Ob es auch dürft', und sollte.

Wär stets der Mittelweg gewählt
Nach vorgeschlagner Weise,
Könnt Manches richt'ger sein gestellt,
In besserem Geleise. —
Der Wohlstand bringt uns in Gefahr,
Dem breiten Wege näher,
Dies wahrzunehmen nimmt's nicht gar
Einen besondern Seher.

Die Luft gehört der Vogelwelt,
Und nicht uns Menschenkinder.

Gott uns die Flügel vorenthält
Bis wir als Ueberwinder
Und Sieger durch des Lammes Blut
Den Todesleib abstreifen.
Dann kommt der Seele es zu gut
Mit Flügel aufwärts schweifen.
— Peter Töws, Swalwell, Alta.

Was wird's noch mehr geben?

Wir haben einen Krieg durchgemacht; wir haben, wenigstens in diesem Teile der Ver. Staaten, eine sehr schwache oder überhaupt gar keine Ernte gehabt, nun sollen noch andere Trübsale über uns kommen, wenn es wahr wird, was ein gewisser Professor Albert F. Porta voraussagt. Dieser Astronom hat sich einen großen Namen erworben durch das Vorhersagen seiner Wetterberichte, die meist immer eingetroffen sind. Aber jetzt sagt er noch etwas anderes voraus, was er berechnet haben will.

Die sechs größten Planeten kommen in rasender Eile immer näher zusammen und zwar in so einer ganz merkwürdigen Stellung, wie es seit einer Reihe von Jahrhunderten noch nicht stattgefunden hat. Und aus dem Grunde werden auch wir in den Ver. Staaten im Dezember von solchen Wetterzuständen heimgesucht werden, wie die Welt sie noch nie erfahren hat. Diese Wetterrevolutionen werden verursacht durch die größten Sonnenflecken, die man noch je an der Sonne wahrgenommen hat. Diese Flecke werden sogar mit dem bloßen Auge sichtbar sein, was bisher auch noch nie der Fall gewesen ist. Der große Sonnenfleck wird am 17. Dezember erscheinen, er wird eine gewaltige Wunde in die Seite der Sonne schlagen. Es ist eine gigantische Explosion von flammenden Gasen, welche hunderttausende von Meilen ins Weltall hineinfliegen werden. Der Sonnenfleck wird genug magnetische Kraft besitzen, um auf der Erde die größten Unordnungen im Wettersystem hervorzurufen, wie man solche noch nie erfahren hat. Es werden Sturmwinde, Blitz, kolossale Regenschauer und Ueberflutungen, auch schreckliche Kälte sein; es wird Wochen dauern, ehe die Erde ihr Gleichgewicht wieder erhalten hat und bis die normalen Wetterzustände wieder eintreten werden. Man kann auch Erdbeben, vulkanische Ausbrüche erwarten.

Der Professor sagt, er wolle niemand beunruhigen, will es aber andeuten damit die Menschen sich danach richten. Er hat die Planeten und ihre gegenseitigen Wirkungen zu einander und zur Erde und Sonne lange Jahre studiert. Er sagt: Ganz merkwürdige Dinge werden passieren vom 17. bis 20. Oktober 1919 und kurz darnach. Die Planeten bewegen sich um die Sonne in einer Ellipse — in länglich rundem Kreise. — Sie gehören zu unserem Sonnensystem und sind mit elektro-magnetischer Kraft mit der Sonne und untereinander verbunden. Die anziehenden und abstoßenden Kräfte halten all diese Planeten und die Sonne in ihrem richtigen Pfade, der ihnen vom Schöpfer angewiesen wurde.

Wenn nun aber zwei Planeten in eine solche Stellung im Weltenraum geraten, daß sie beide an der Sonne sozusagen ziehen, entweder im Verein zusammen nach einer Seite, oder jeder für sich nach der entgegengesetzten Seite, dann verursacht dies Ziehen in der Sonne Explosionen, wobei die brennenden Gase weit in den Weltraum schießen. Das nennen wir einen „Sonnenfleck." Diese Sonnenflecke wiederum verursachen Stürme in der Atmosphäre unserer Erde, und zweifellos auch auf den anderen Planeten. Zwei Planeten vereint sind imstande, einen Sonnenfleck und Stürme zu verursachen; drei verursachen einen größeren Sonnenfleck, vier machen bereits einen großen Fleck und tüchtigen Sturm. Aber am 17. Dezember 1919 werden nicht weniger als sieben Planeten mitsamen an der Sonne herumziehen, und zwar die mächtigsten Planeten mit der größten Kraft. Davon ziehen sechs derselben nach einer Seite — Merkur, Jupiter, Saturn, Mars, Venus und Neptun. Diese sechs Planeten haben eine sog. „League" geformt, wie man sie in der Astronomie noch nicht erlebt hat. Sie sind massiert an einer Seite der Sonne in einem Flächenraum von nur 26 Graden.

Gerade entgegen von der anderen Seite der Sonne, gleichsam als Gegenwirkung gegen die „League" der sechs genannten Planeten, kommt zu der Zeit der gewaltige Planet Uranus an. Die magnetischen Kräfte des Uranus von der einen Seite und die sechs Planeten von der anderen Seite werden die Sonne durchstechen wie ein gewaltiger Speer.

Unsere Erde ist ausseits dieser „League" in einer Ecke von nahezu 90 Graden, in einer Lage, um gerade die volle Gewalt der eletrischen Störungen zu empfangen. Das meint, wir werden die Wirkungen der explodierenden Gase empfinden, ehe dieselben Zeit finden, sich abzuschwächen im Weltenraum. Was wird dann daraus folgen? Der Professor gibt zu, daß seine Wissenschaft nicht hinreicht, das zu erklären, aber er meint, daß die Stürme, die Erdbeben und die feuerspeienden Berge sich so bemerkbar machen werden, wie wir etwas ähnliches wohl kaum jemals gehört haben in der Geschichte unserer Erde.

Norddakota Herold.

Selbstgemachte Erwartungen.

In einem von hervorragenden Leuten unterzeichneten Rundschreiben an die Kirchen Englands, das die Ueberschrift trägt: „Bedeutsamkeit dieser Stunde", wird neben Gedanken, denen jeder Christ zustimmt, zum Beispiel, daß wir allen Grund haben zu glauben, daß der Jüngste Tag nahe ist, auch dies hervorkehrt, „daß Israel in seinem Unglauben wieder in sein eigenes Land gebracht wird, und daß es später bekehrt werden wird durch Christum, der eben dazu erscheinen wird." Aehnliche Hoffnungen knüpfen viele Leute an die Tatsache, daß neuerdings Jerusalem den Türken genommen und in die Hände der Engländer gefallen ist. Daß die Juden in hellen Scharen in das Land ihrer Väter zurückkehren werden, ist zweifelhaft. Und selbst wenn sie alle bis auf den letzten Mann hingingen, wäre damit keine besondere Weissagung erfüllt. Schon ehe Israel seinen Fuß in das Gelobte Land gesetzt hatte, hat Gott ihnen durch Moses sagen lassen, daß die höchste und empfindlichste Strafe für ihren Abfall von ihrem Bundesgott die sein würde, daß sie das verheißene Land verlieren und unter die Völker zerstreut werden würden; siehe 5. Mose 28, 25. 64. Gleich damals hat Gott auch sagen lassen, unter welcher Bedingung er sich wieder zu ihnen wenden würde. Nachdem 5. Mose 4, 27 gedroht worden ist: „Und der Herr wird euch zerstreuen unter die Völker, und werdet ein geringer Pöbel übrig sein unter den Heiden, dahin euch der Herr treiben wird", heißt es V. 29: „Wenn du aber daselbst den Herrn, deinen Gott, suchen wirst, so wirst du ihn finden, wo du ihn wirst von ganzem Herzen und von ganzer Seele suchen." Dann gilt: „Denn der Herr, dein Gott, ist ein barmherziger Gott; er wird dich nicht lassen noch verderben, wird auch nicht vergessen des Bundes, den er deinen Vätern geschworen hat", V. 31. Also wenn Israel Buße tut, dann soll es erfahren, daß sein Gott ein ewig treuer Gott ist. Von Israels Buße merkt man aber nichts; kein Gedanke liegt ihm ferner. Christus, der Messias Israels, hält dem ungläubigen Geschlecht seiner Zeit sein Sündenregister vor, sagt ihm, daß es das Maß seiner Uebertretungen eben jetzt erfülle, indem es seinen Messias verwerfe, und dann weissagt er ihm: „Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden!" und verabschiedet sich von ihm mit den Worten: „Denn ich sage euch: Ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprechet: Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" Matth. 23, 39. Das heißt auf deutsch: Ich bin mit euch fertig, bis ihr bußfertig und gläubig mich als den Messias anerkennt. Daß Israel das gegenwärtig tut, davon ist doch auch rein gar nichts zu merken. Im Gegenteil verwerfen sie in ihrer Christusfeindschaft nicht nur den Jesus von Nazareth, daß sie immer noch eines andern Messias warten, sondern die meisten haben dies, wie wir wissen, vergebliche Warten ganz aufgegeben und sind freisinnig, das heißt, ungläubig geworden. Und den u n g l ä u b i g e n Juden hat Gott nichts anderes verheißen, als was allen Ungläubigen gesagt ist: „**Wer nicht glaubt, der wird verdammt.**" Ja, ihnen hat er noch besonders gesagt: „Denn so ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden", Joh. 8, 24. Und daß Christus die Juden in ihrem Unglauben in das Land ihrer Väter bringen und dann zu dem Zweck ihnen erscheinen werde, um sie zu bekehren, ist eine selbstgemachte Erwartung, ein pures Menschenfündlein. Wir haben nach seinem geschehenen ersten Advent nichts anderes zu erwarten, als seine zweite und letzte Ankunft, seine Wiederkunft zum Gericht. „Also ist Christus einmal geopfert, wegzunehmen vieler Sünden. Zum andernmal aber wird er ohne Sünde erscheinen denen, die auf ihn warten, zur Seligkeit", Hebr. 9, 28, und denen, die gar nicht auf ihn warten, zum Gericht und zur Verdammnis. Und auch darin ist hier kein Unterschied

zwischen Juden und Heiden. Bleiben wir fein nüchtern und hüten wir uns vor dem eigenen und anderer Leute Dünkel, das heißt, eigenen Einfällen! — Wechselblatt.

Ein Opfer eines Blitzschlages.

Ein gar trauriges und schmerzhaftes Ereignis fand am Dienstag Abend in der Familie des David Dick, nördlich von unserem Städtchen, nahe Darfur, statt, indem der 16jährige und einzige Sohn dieser Familie, vom Blitz getroffen, plötzlichen Tod erlitt.

Herr Dick war im Dreschen und der Sohn war damit beschäftigt, das Getreide von der Maschine in den Speicher zu fahren. Ein Gewitterregen hatte dem Dreschen schon am frühen Abend ein Ende gemacht. Vater und Sohn waren soeben mit zwei Fuhrwerken des letztgedroschenen Getreides im Speicher angelangt und der Vater war damit beschäftigt, den hinteren Wagen vom ersteren zu befreien, denn man hatte einen Wagen hinter dem anderen befestigt, während der Sohn noch auf dem Wagen blieb, und die Pferde regierte, als plötzlich eine Donnerkeule dem Leben des Jünglings ein Ende machte. Auch der Vater unter dem Wagen und eines der Pferde wurden zur Erde geschmettert und man fand sie im bewußtlosen Zustande einige Minuten nach dem traurigen Ereignis. Die Drescher von der Maschine waren sogleich herbei geeilt und fanden den toten Körper teilweise in Flammen gehüllt. Nachdem sie die brennenden Kleider entfernt, fanden sie, daß der Blitz den Körper an der linken Seiten von Kopf bis Fuß durchbohrt hatte. Auch das Haar vom Haupte war versengt. Herr Dick hatte sonst nicht Schaden erlitten.

Das Begräbnis fand Freitag, um 2 Uhr nachmittags in der Bergfelder Kirche unter reicher Teilnahme statt. Folgendes Lebensverzeichnis wurde uns zur Veröffentlichung überreicht:

David D. Dick war der einzige Sohn der Familie. Er wurde geboren im Jahre 1902, den 11. November, ein gesunder, gedeihlicher Knabe. Begabt war er besonders im Wirtschaftlichen. Er machte seinen Eltern viel Freude, indem er sich nützlich machte und fleißig war.

Der 12. August 1919, war für ihn der letzte Lebenstag. Seine Eltern waren im Dreschen. Er soll besonders froh gewesen sein an dem Tage, so daß es auffallend war und man fragte sich: „Was macht den David so froh heute?" Einhalb acht Uhr abends als Vater und Sohn mit zwei Wagen in den Speicher gefahren waren, und der Vater damit beschäftigt war, die Wagen auseinander zu machen, schlägt der Blitz durch das Dach und etwa 4 Fuß Hafer und trifft den David auf dem Wagen. Er war plötzlich tot.

Er hat sein Alter gebracht auf 16 Jahre, 9 M. und einen Tag. Sein Abscheiden aus der Familie verursacht großen Schmerz. Eltern, Großeltern, seine Schwestern und viele seiner Freunde betrauern sein so frühes und plötzliches Abscheiden. Möge der liebe Gott die Angehörigen trösten mit einer Hoffnung auf ein Wiedersehen.
— „Unser Besucher."

„O Haupt voll Blut und Wunden!"

Dies herrliche Passionslied hat seinen Ursprung in einem lateinischen Gesange, der im zwölften Jahrhundert gedichtet wurde. Der Dichter hieß Bernhard von Clairvaux, den Luther den frömmsten Mönch genannt hat. Nach diesem Gesang, der mit den Worten anfing: „Salve, caput cruentatum" (Sei gegrüßt, blutiges Haupt!), hat Paul Gerhardt sein Passionslied gebildet.

Ein gläubiger Christ, der dies Lied mit Andacht singt und betet, stellt sich im Geist unter das Kreuz seines Heilandes. Da demütigt er sich; denn er erkennt und fühlt sich schuldig der Sünde, die den Herrn ans Kreuz gebracht hat. Da wird er aber auch aufgerichtet und getröstet; denn er glaubt, daß die Gnade, die durch das Opfer Christi erworben ist, auch ihm gilt, und daß er derselben teilhaftig geworden ist. Er er-

kennt, daß unter dem Kreuz Christi der rechte Platz für ihn ist, und bittet um Gnade, in der Betrachtung seines gekreuzigten Heilandes zu bleiben auch an seinem Ende, in seiner Todesnot:

Erscheine mir zum Schilde,
Zum Trost in meinem Tod,
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnot!
Da will ich nach dir blicken,
Da will ich glaubensvoll
Dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl!

Manch bekümmerter Sünder ist durch dieses Lied zur Ruhe und zum Frieden gekommen. Ein römisch-katholischer Mann, der in den Banden des Antichristen geseufzt hatte, hörte es beim erstmaligen Besuch einer lutherischen Kirche singen. Da war ihm zumute, als spräche jemand zu ihm: „Wirf alle deine Sünden auf das Lamm Gottes!" „Ich schwamm", so erzählt er selbst, „in Freudentränen. Ich sah im Geiste Jesum, als sähe er mich freundlich an und fragte mich: ‚Willst du noch durch deine eigene Gerechtigkeit selig werden?' ‚Nein, nein, Herr Jesu!' erwiderte ich.

‚Schau her, hier steh' ich Armer,
Der Zorn verdienet hat;
Gib mir, o mein Erbarmer,
Den Anblick deiner Gnad'.'"

Wie manchem Christen ist dies Lied ein Labsal und eine Erquickung gewesen im dunkeln Todestale! Ein Prediger geriet in schwere Anfechtung wegen seiner Amtssünden. Es wäre, meinte er, ratsamer für ihn gewesen, er wäre ein einfacher Tuchmacher geworden als ein Prediger des Evangeliums; dann hätte er keine so schwere Last der Verantwortung auf seiner Seele und könnte ruhiger von hinnen scheiden als jetzt, da so viele unsterbliche Seelen auf seinem Gewissen lägen. „Wie werde ich," sprach er, „für alles Rechenschaft ablegen können? Wie anders", setzte er hinzu, „als mit den Worten:

Schau' her, hier steh' ich Armer!"

Reich an Segensspuren sind insonderheit die zwei letzten Verse dieses Liedes. Das Sterbegebet:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein!

hat schon viele Sterbende getröstet und ihre Seele zum Himmel begleitet.

Als im Jahre 1798 für Christian Friedrich Schwartz, der mit so großem Segen von 1750 an als Missionar auf der malabarischen Küste Ostindiens gearbeitet hatte, die Zeit des Abscheidens gekommen war, standen seine malabarischen Gehilfen um sein Sterbebett, auf dem er noch allen, die um ihn waren, ein treuer Lehrer und ein Beispiel der Demut, des Glaubens, der Geduld und der Hoffnung war. Als er nun das Nahen des Todes fühlte, rief er: „In deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset du getreuer Gott!" worauf ihm dann die malabarischen Missionsgehilfen in ihrer Sprache die letzten Verse dieses Liedes zum Todesschlafe sangen. Oefters stimmte er noch mit ein, bis sein Odem ausging und er dann in den Armen seiner treuen und herzlich dankbaren Mitarbeiter verschied.

Bei der letzten Zeile dieses Liedes: „Wer so stirbt, der stirbt wohl" mag wohl Gerhardt das denkwürdige Wort Luthers vorgeschwebt haben, das dieser, als er im Jahre 1542 vom Begräbnis seines dreizehnjährigen, von ihm herzlich geliebten Töchterleins Magdalena kam, zu Melanchthon sagte: „Wenn das Kind sollte wieder lebendig werden und sollte mir das türkische Königreich mitbringen, so wollt' ich's nicht annehmen. O, wer so stirbt, der stirbt wohl! Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben!" Das Mägdlein hatte ihm kurz vor ihrem Verscheiden, als er sie fragte: „Magdalenchen, mein Töchterlein, du bliebest gern hier bei deinem Vater und ziehest auch gern zu jenem Vater?" geantwortet: „Ja, herzer Vater, wie Gott will!" und war dann im kindlichen Glauben verschieden. Darum hat auch Luther, so tief betrübt er auch über ihren Verlust war, dem Wittenberger Volk, das ihm sein Mitleid über seine Betrübnis ausdrückte, erklärt: „Es soll euch lieb sein; ich habe einen Heiligen gen Himmel geschickt, ja einen lebendigen Heiligen! O, hätten wir einen solchen Tod! Solch Ende wollt' ich auf diese Stunde annehmen." Und als das Töchterlein in den Sarg gelegt worden war, sprach er: „Du liebes Lenchen, wie wohl ist dir geschehen! Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie eine Stern, ja wie die Sonne."

Unser Heiland gebe auch uns, wenn unser Stündlein kommt, eine selige Heimfahrt! Darum bitten wir ihn und sprechen:

Ich danke dir von Herzen,
O Jesu, liebster Freund,
Für deines Todes Schmerzen,
Da du's so gut gemeint.
Ach gib, daß ich mich halte
Zu dir und deiner Treu',
Und wenn ich nun erkalte,
In dir mein Ende sei!

Ein Kluger muß den Sinn auf das Vergangne lenken
Das Gegenwärt'ge tun, das Künftige bedenken.

Es ist etwas Köstliches um den Frieden von oben, diesen Himmelstau dürstender Seelen.

Bittere Pillen.

Nicht bloß Apotheker, sondern auch andere Leute liefern einem bittere Pillen. Sie sind nicht angenehm zu nehmen, man verzieht deshalb unwillkürlich das Gesicht; aber sie sind, wenn rechter Art, sehr heilsam.

Gegen den berühmten englischen Feldherrn Wellington, der zusammen mit Blücher den von der Insel Elba zurückgekehrten Exkaiser Napoleon I. am 18. Juni 1815 bei Waterloo (oder Belle Alliance) besiegt hat, äußerte einmal ein hochgestellter englischer Kirchenmann, als von der Mission in Indien die Rede war: „O, dieses Missionieren ist ein ebenso törichtes als nutzloses und unfruchtbares Beginnen! Es ist nichts als die Ausgeburt sektiererischer und fanatischer Köpfe." Dabei rechnete er mit Bestimmtheit auf Zustimmung und Bestätigung seiner Ansicht von seiten des alten Feldherrn. Dieser aber runzelte die Stirn und sprach: „Mein Herr, die Marschorder Ihres Königs lautet: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!" Ein schlechter Soldat, wer daran mäkelt und krittelt! Tut, was euch befohlen ist, und tut es mit Eifer und Treue! Das übrige stellt Gott anheim. Es ist eures Königs Sache!"

Es ist eine bittere Pille, wenn ein Prediger von einem Laien sich sagen lassen muß, was Christo, seinem Herrn, gegenüber seine Pflicht und Schuldigkeit ist.

Gebet.

Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Verleumdung.

Keine Wunde tut so weh wie Verleumdung. Es sind keine Wunden übler zu heilen als die, die falsche Mäuler machen. Doch will ich mich nicht betrüben, wenn ich verleumdet werde. Laß die Verleumder reden, was sie wollen; sie müssen am Tage des Gerichts Rechnung darüber geben. Meine Ehre besteht nicht auf anderer Menschen Zungen, sondern im eigenen guten Gewissen. Wie ich nicht besser davon werde, daß man mich lobt, so werde ich auch nicht ärger davon, daß man mich tadelt. Gott kennt mich. — Wären keine Hehler, so wären keine Stehler. Wie kommt's, daß die Welt so voll ungehängter Diebe ist? Die Verleumder meine ich. Der Gelddiebe gibt's viel, der Ehrendiebe noch mehr. Ich will dir's sagen: weil du gern Verleumdung hörst, findet sich, der gern Verleumdung redet. Sein Mund ist der Stehler, dein Ohr der Hehler. Sind beide fast gleich daran. Dreierlei nimm in acht, willst du ein Christ sein:

1. Denke nicht leicht Arges von dem Nächsten. Es ist wider die Liebe. Bilde dir nicht deinen Nächsten so und so ein; es kann vielleicht anders sein; du bist ja kein Herzenskündiger. Argwohn ist blind und trügt. Hoffe nach der Liebe das Beste von deinem Nächsten, ob dir gleich etwas Widriges von ihm in den Sinn kommt.

2. Kannst du dich selbst nicht überwinden und des Argwohns entmüßigen, hüte dich, daß du nichts Arges vom Nächsten redest und ihn dadurch bei andern verdächtig machst! Es ist fürwahr wider alle Ehrbarkeit und christliche Liebe, wenn man sagt: Mich deucht, der Mensch sei so und so.

3. So sich aber jemand unterstände, Argwohn bei dir anzurichten, leihe ihm dein Ohr nicht. Sprich: „Ich kann's nicht glauben. Ich will meinen Nächsten erst darum fragen. Man lügt viel auf die Leute."

Also wird mancher Sünde gewehrt, und es bleibt Friede. Tue das!

Ein Trostwort.

Im Jahre 1808 schrieb der bekannte fromme Schriftsteller Matthias Claudius einer befreundeten Dame, die um ein verstorbenes Kindlein aufs tiefste betrübt war, folgenden Brief:

„Wir wissen aus Erfahrung, wie Ihnen zumute ist, und haben treues Mitleid mit Ihnen. Sie wissen, daß unter solchen Umständen alle Trostgründe aus dieser Welt ein kümmerlicher Behelf sind, und Sie wollen sich auch damit nicht trösten. In Sachen, wo es Ernst gilt, gibt es keinen andern Trost als in der Religion, deren Wert und Kraft man vorher schon kennt oder bei solcher Gelegenheit kennen lernt. Wenn uns von guter Hand gesagt wird, daß kein Haar von unserm Haupte fällt ohne den Willen des Vaters, so kann man fest vertrauen, auch wo man ihn nicht versteht und bei seinen Wegen zu verlieren scheint. Und Ihr kleiner Fritz ist nicht verloren; er ist nur wie ein Vöglein über die Mauer in einen andern Garten geflogen, und da sollen Sie ihn wiederhaben. So gut er auch in Ihren Händen versorgt war, er ist nun in besseren Händen. Er hat die lange, gefährliche Reise nicht zu machen, von der man schwer mit der Unschuld zurück kommt, mit der Ihr Fritz heimgezogen ist. Gönnen Sie ihm das, und entbehren Sie seiner gern dafür eine Zeitlang. Als unsere Kinder starben, weinten wir auch um sie; und doch nähmen wir sie, wenn es uns freigestellt würde, nicht wieder zurück zu uns und denken lieber daran, zu ihnen zu gehen. So wird es auch Ihnen werden, wenn der erste Schmerz überstanden ist. Und das wünschen wir Ihnen; denn man befindet sich wohl dabei, wenn man die Augen nicht bloß auf diese elende Welt richtet."

In des Herrn Hand.

Von
Hesba Stretton.

Fortsetzung.

Es war fast wie eine Erlösung für Vater Cyrill, als er durch den Einfluß der Verwandten seiner Frau in eine größere und bedeutendere Pfarre jenseits Kowlsk berufen wurde. Er konnte ja doch nichts für Velia tun, und ihr Unglück wurde ihm immer unerträglicher. Von Alexis war noch kein Brief gekommen, und seinen Verbannungsort konnte er nicht in Erfahrung bringen. Was konnte auch Alexis tun? Es würden ja Folterqualen für ihn sein, wenn er erführe, was aus Velia geworden.

Vater Cyrill mußte Velia im Beisein der alten Matuschka Lebewohl sagen. Er zog das Kind fest an sich, schaute ihr tief in die flehenden Augen und küßte sie auf die Stirn. Dann riß er sich von ihr los und suchte Zuflucht vor dem Altar in der Kirche, wo er in langem, inbrünstigem Gebet um die Bekehrung der irregeleiteten Stundisten rang. Nachdem Vater Cyrill sie verlassen, gab sich Velia einer stumpfen Verzweiflung hin. Kinder hoffen noch nichts von der Zukunft, weil sie ihnen unabsehbar erscheint. Bisher hatte sie täglich Vater Cyrill in der Kirche sehen können; der milde, teilnehmende Blick, den er immer auf das sehnsüchtig nach ihm ausschauende kleine Gesicht richtete, der Anblick der jungen Matuschka und ihrer Kinder, — das alles waren Sonnenstrahlen, auf die sich Velia Tag für Tag freute. Davon hatte sie gelebt, es war die einzige, dürftige Nahrung gewesen für ihr junges, liebebedürftiges Herz. Nun sie das verloren hatte, verzehrte sie sich in verzweifelter Sehnsucht nach dem Anblick eines geliebten Antlitzes. Aber es kam kein anderes Gesicht in ihre kleine Welt, als das ihrer harten, unbeugsamen Herrin.

Im Dorfe ging das Gerücht, die alte Matuschka wolle den Starosten Okhrim heiraten. Das war nicht der Fall, obwohl Okhrim die Witwe häufig besuchte. Keiner von beiden konnte genau herausbekommen, wieviel Vermögen eigentlich der andere hatte. Ihre Unterhaltung drehte sich immer um Geld, wenn sie nicht den fast ebenso interessanten Gegenstand behandelten—die stundistische Ketzerei. Beide waren äußerst orthodox.War Okhrim da, so wagte Velia kaum zu atmen. Sie kroch in die dunkelste Ecke und machte sich so klein als nur möglich. Nichts bereitete Okhrim mehr Vergnügen, als das Kind zu zwingen, sich vor der „Mutter Gottes" tief zu verbeugen. Es war dies ein wirklich sehr schönes Heiligenbild, das den Ehrenplatz im Hause inne hatte. Es zeigte, wie religiös des Popen Witwe war.

„Das wird noch eine gute Christin werden," pflegte er mit höhnischem Lächeln zu sagen, das Velia noch mehr erschreckte, als seine schlimmsten Flüche.

„Jetzt ist's noch eine widerspenstige, kleine Kröte," erwiderte boshaft die Herrin.

Tagsüber hatte Velia kaum einen Augenblick Ruhe. Die alte Matuschka war eine kräftige Frau, dazu hatte sie nie Kinder gehabt und wußte nicht, wie weit die Kraft eines Kindes reicht. Sie wollte es auch nicht wissen. So lange Velia sich bewegen konnte, mußte sie zur Arbeit angehalten werden. War die Arbeit getan, dann konnte sie sich auf einer alten, schlechten Matratze hinter dem Ofen zu Bett legen. Dort war es wohl warm, wimmelte aber von Heimchen und Schwaben. Velia arbeitete, bis die jungen Glieder schmerzten und die Augen vor Müdigkeit trübe wurden, ehe sie sich entschließen konnte, sich nieder zu legen. Aber jeden Abend forderte die Natur ihr Recht, und erschöpft sank Velia auf das gefürchtete Lager.

So gingen die langen, trüben Wintermonate langsam dahin — jene bitteren Tage und Nächte, in denen Vater und Bruder über die eisigen Steppen Sibiriens wanderten und glücklich waren in dem Gedanken, daß Velia behütet und geliebt wie eine Tochter in Vater Cyrills Hause weilte. Das Kind schrie innerlich in seinem Herzen unaufhörlich nach ihnen, aber die Matuschka merkte es nicht.

Velias Tyrannen.

Als der Frühling kam, war Velia ein verkümmertes, abgezehrtes, an Leib und Seele gebrochenes Kind. Stumm und stumpf ging sie einher. Yarina tat das Herz weh, aber sie konnte dem Mädchen so wenig Freundlichkeit erweisen. Ihr Haus war eine halbe Stunde davon, auf der entgegengesetzten Seite von Knischi; und die alte Matuschka sah nur den gern kommen, der ihr ein wertvolles Geschenk brachte. Yarina war reich, und die Matuschka tat sehr unterwürfig, aber sie ließ sie nie allein mit Velia. Sie brachte ihr warme Kleider mit, aber die Matuschka ließ sie im Schranke ruhen, bis sie Gelegenheit fand, sie zu verkaufen.

Der Sommer brachte Velia Arbeit im Freien. Es war jetzt besser als in den dunklen, kalten Wintertagen, wo sie immer die bösen Augen ihrer Herrin hatte sehen und ihre heftigen Worte hatte hören müssen. Im übrigen aber war ihr Los ganz unverändert und die Arbeit eher noch schwerer. Seitdem Vater Cyrill weg war, hatte sie nie mehr die Schule besucht. Sein Nachfolger war ein Pope von der alten Art, — ein Mann nach Okhrims Herzen, nur daß er sehr hinter den Abgaben her war, und sehr viel mehr Geld von den Gemeindegliedern forderte, als Vater Cyrill je bekommen hatte. Aber der neue Matuschka trank wie ein Mann, sagte Okhrim und verstand sich darauf Geschäfte zu machen. Die Trinkbuden gediehen und der Kirchenbesuch nahm immer mehr ab. Dennoch blieb der Same, den Vater Cyrill und die Stundisten gesät hatten, nicht unfruchtbar. Es entstanden jetzt kleine, heimliche Versammlungen. Da wurde die Bibel gelesen, und mancher lernte jetzt den Unterschied zwischen wahrer Religion und ihrer Nachahmung kennen. Allein die Stunde für eine wirkliche Erweckung und Erneuerung innerhalb der orthodoxen Kirche war für Knischi vorbei.

Yarina empfand dies tiefer als die andern. Ihr Herz verlangte nach ihren alten Freunden, den Stundisten. Sprachlose Entrüstung erfüllte sie, wenn sie ihrer Leiden gedachte. Sie sehnte sich danach, sie wieder singen und beten zu hören. Wenn sie mit Gott sprachen, das war wirklich, als ob sie Seine Kinder wären und Gott ihr Vater, von dem sie jederzeit nur gute Gaben erwarten durften. Außer ihr gab es noch viele, die der Stundisten mit Liebe, ja sogar mit Reue gedachten. Seit sie fort waren, hatten sie niemand mehr, bei dem

---

sie sich einen klugen oder freundlichen Schiedsspruch hätten holen können, wie bei Alexis, oder die wie Matrona oder Tatiania bei den Sterbenden gewacht und mit ihnen in einfachen, aus dem Herzen kommenden Worten gebetet hätte, in Worten, die auch für die entfliehende Seele noch verständlich waren.

Die letzten Erntetage waren gekommen, alle Leute, Frauen und Männer waren draußen auf dem goldenen Erntefeld. Jarina war allein zu Hause geblieben, die Kinder waren mit aufs Feld gegangen. Es war Abend. Langsam ging sie durch den Garten, hinunter an den Fluß, der ihn von der einen Seite begrenzte. Da gewahrte sie, halb versteckt im Schilfrohr, einen lang aufgeschossenen, hageren Burschen, der sich bei ihrem Nahen eiligst davon machen wollte.

„Komm hervor, ich sehe dich!" rief sie aus, obgleich sie jetzt niemand mehr sah, „ich sehe und höre dich. Komm vor, oder ich lasse den Starosten holen."

Aber es meldete sich niemand. Sie hörte das fröhliche Zwitschern der Vögel im Flusse, das Rauschen des Stromes und das der Ferne, das Blöcken des Rindviehs am Säuseln im Schilfrohr, aber keinen anderen Laut. Und doch mußte jemand in der Nähe sein.

„Komm hervor," sagte sie sanft, „ich will dir helfen, wenn du Hilfe brauchst. Vielleicht bist du hungrig, dann will ich dir zu essen geben. Und wenn du ein Dieb bist, tust du mir doch leid."

Das Rohr schlug auseinander und ein Gesicht schaute zu ihr auf. Es war ihr, als hätte sie es schon früher gesehen, oder irrte sie sich? Es war ein abgezehrtes, schmales Gesicht, von der sengenden Glut der Sonne schwarz gebrannt und mit deutlichen Spuren von Entbehrung und Hunger. Aber die tiefen, blauen Augen, die sich flehentlich in die ihren senkten, — gewiß, sie hatte sie schon gesehen.

„Wer bist du?" fragte sie.

„Michael Iwanoff," antwortete er.

„Heilige Himmelskönigin," rief sie aus. Im nächsten Augenblick hielt sie das erschöpfte Gesicht in beiden Händen und küßte die sonnverbrannte Stirn.

„Ich bin zurückgekommen, um Velia zu befreien," sagte Michael, vor Freude aufschluchzend.

„Gott sei Dank," sagte sie, „du bist nicht zu früh gekommen. Aber wir müssen sehr vorsichtig sein. Warte, ich will dir erst etwas zu essen holen." Fortsetzung folgt.

Treue.

Als der erste Missionar der Brüdergemeinde bei den Hottentotten, George Schmidt, seine Heidengemeinde verlassen mußte, zerstreute sich dieselbe gar bald. Die späteren Missionare, die nach nahezu fünfzigjähriger Unterbrechung der Missionsarbeit sich hier niederließen, konnten kaum noch eine Spur der voraufgegangenen Arbeit wiederfinden. Eine einzige alte Hottentottin, Lena, war von den damals Getauften übrig geblieben. Als die Missionare in die armselige Hütte zu dem blinden Weibe eintraten, konnten sie ihr mit vieler Mühe begreiflich machen, wer sie wären u. warum sie nach Afrika gekommen seien. Allmählich lebte ihre Erinnerung auf. Sie ließ durch ein Mädchen aus einer Ecke etwas hervorholen, das ihr George Schmidt beim Abschied gegeben und das sorgfältig in zwei Schaffelle eingewickelt war. Es war ein holländisches Neues Testament. Sie hatte dieses Pfund treu benützt und sich immer von einer Frau aus der Nachbarschaft daraus vorlesen lassen. Diese Christin war also, mitten unter Heiden, fünfzig Jahre lang ihrem Herrn treu geblieben und hatte sich aus Gottes Wort im Glauben gestärkt. Wie freute sie sich über die Ankunft der Missionare! Sie lebte in der erneuerten Gemeinde zu Gnadental noch sechs Jahre. Dann hatte sie den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet. Und die Lebenskrone hat sie aus der Hand des Herrn empfangen.

Immer frohgemut!
Auch die schlimmsten Leiden
Müssen endlich scheiden.
Gott macht alles gut.

Warum nicht ich?

Saß da ein Professor auf seinem Lehrstuhl und hielt seinen Studenten eine Vorlesung, als plötzlich der Ruf: „Feuer, Feuer!" erscholl. Alle stürzten auf die Straße. Eine hohe Lohe schlug aus dem Nachbarhaus. Wer auf der Straße war, wurde gleich in die Kette eingereiht, und bald flogen die Eimer von Hand zu Hand. Die Kette geht von der Straße zum Fluß, aus dem die Eimer gefüllt werden. Im Fluß steht der Letzte bis halb an die Brust im Wasser. Es ist ein schwacher, blasser Student. „Was!" ruft der Professor, der ihn sieht, „Sie hier im Wasser?" „Einer muß drin stehen", war die Antwort, „warum soll ich nicht dieser eine sein?" Feigheit und Faulheit sagen immer: „Es wird's schon einer in die Hand nehmen", und damit beschwichtigt man sich.

Ein ganzer Mann und, was mehr ist, ein ganzer Christ sagt, wenn es sich um Pflicht und Liebe handelt: „Einer muß es sein, und warum soll ich nicht dieser eine sein?" und die Sache wird getan.
